



**Dokumentation**  
**«Basel – Interkulturell»**

Arbeitstagung  
vom 19. Juni 2013





**Dokumentation**  
**«Basel – Interkulturell»**  
Arbeitsstagung  
vom 19. Juni 2013

# Inhaltsverzeichnis

---

|    |   |                                |
|----|---|--------------------------------|
| 3  | Grusswort   | Andrew Holland                 |
| 4  | Programm  | Arbeitstagung                  |
| 5  | Einleitung  |                                |
| 7  | Begrüssung und Einführung zur Tagung «Basel – Interkulturell»   | Philippe Bischof               |
| 13 | Interkulturelle Kultur: Zwischen kultureller Diversität und Transkulturalität   | Dorothea Kolland               |
| 29 | Migration als «kulturelles Kapital»? Überlegungen zur Migrationsgeschichte Basels   | Patrick Kury                   |
| 33 | Umfrage zum Thema Interkultur – ein Überblick   | Matthias Buschle               |
| 37 | Das «bunte Basel»: ein Gespräch mit Nicole von Jacobs, Leiterin der Fachstelle Diversität und Integration des Kantons Basel-Stadt |                                |
| 41 | Round Table 1   |                                |
| 47 | Museen als Kulturzentren? Wege zu interkulturellen Öffnung  | Monika Zessnik                 |
| 57 | Interkulturelle Öffnung konkret: Auf dem Weg zu einer Roadmap interkultureller Kulturarbeit                                       | Dorothea Kolland               |
| 65 | Bericht aus den Arbeitsgruppen  |                                |
| 69 | Round Table 2   |                                |
| 75 | Tagungsergebnisse und -erkenntnisse im Überblick  |                                |
| 77 | Aussenblick auf die Arbeitstagung Interkultur in Basel  | Interview mit Dorothea Kolland |
| 85 | Literaturliste zur Tagung «Basel – Interkulturell»  |                                |
| 89 | Biografien  |                                |
| 91 | Best Practice: Vier Beispiele   |                                |
| 95 | Verzeichnis aller genannten Beispiele   |                                |
| 96 | Impressum   |                                |

# Grusswort

---

Die Schweiz wird zunehmend internationaler, gleichzeitig gewinnt das Eigene vermehrt an Bedeutung. Wie spiegelt vor diesem Hintergrund das zeitgenössische Kunstschaffen die Migrationsgesellschaft? Wie gehen Kulturförderer mit diesen veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen um? Und was sind die Konsequenzen für die aktuelle Kulturproduktion bzw. -rezeption? Um diese grossen Fragen anzupacken, brauchen wir neue Denkansätze, ein Zusammenspannen aller kulturellen Kräfte. Deshalb freut es mich, dass der Kanton Basel-Stadt diesen Diskurs mit der Tagung «Basel - Interkulturell» gezielt vorantreibt und dadurch allen beteiligten AkteurInnen - KulturförderInnen, KulturveranstalterInnen, KulturkonsumentInnen wie auch betroffenen Bevölkerungsgruppen - ein qualifiziertes Forum bietet, in welchem die Standpunkte und Interessen gemeinsam diskutiert und gegenseitig abgeglichen werden können. Die Künste und ihre Institutionen sind ideale Orte der Reflexion genau solcher gesellschaftlicher Herausforderungen und Transformationsprozesse. Sie sind dazu prädestiniert, eigene und fremde Identitäten zu benennen, zu hinterfragen und allenfalls gar neu zu definieren und damit einen substantiellen Beitrag zur Klärung von wichtigen gesellschaftlichen Fragestellungen zu leisten.

Andrew Holland  
Direktor der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia

# Programm

## Arbeitstagung

Moderation: Inés Mateos und Regula Düggelin

- 9h ————— Begrüssung und Einführung durch Philippe Bischof, Leiter Abteilung Kultur
- 9.15h ————— Einleitungsreferat Dr. Dorothea Kolland, langjährige Leiterin des Kulturamtes des Berliner Bezirks Neukölln  
Von der Notwendigkeit von Kultursensibilität und interkultureller Kompetenzen in Institutionen, bei Kulturschaffenden sowie beim Publikum
- 10–10.20h ——— Referat PD Dr. Patrick Kury, Universität Bern, Historisches Institut  
Migration als «kulturelles Kapital»? Überlegungen zur Migrationsgeschichte Basels
- 10.20–10.40h — Referat Matthias Buschle, Bregy & Buschle  
Facts & Figures zum Basler Kulturpublikum
- 10.40–11.00h — Referat Nicole von Jacobs, Leiterin Integration Basel, Fachstelle Diversität und Integration  
Wie sieht das «bunte Basel» aus?
- 11h ————— Pause
- 11.30h ————— Gespräch mit Fabian Chiquet (Künstler, Theatermacher & Musiker), Zuzana Cox (Mitglied der Geschäftsleitung International School of Basel) und Yasmine El-Aghar (Soziokulturelle Animatorin, Co-Leitung Jugendzentrum Dreirosen)  
Stimmen aus der Basler Bevölkerung
- 12h ————— Referat Monika Zessnik, Altamerikanistin und Ethnologin, Beauftragte für Besucherbetreuung am Ethnologischen Museum Berlin – Preussischer Kulturbesitz – und Mitarbeiterin am Humboldt-Forum  
Wie setzen sich «Tanker» in Bewegung hin zu interkultureller Öffnung?
- 12.30h ————— Lunch
- 13.30h ————— Begrüssung durch Andrew Holland, Direktor Pro Helvetia
- 13.35h ————— Inputreferat Dr. Dorothea Kolland  
Wege zur interkulturellen Öffnung
- 14h ————— Arbeit in fünf Gruppen  
Gruppenleiter: Philippe Bischof, Monika Zessnik, Gaby Fierz, Dr. Lilo Roost Vischer, Sonja Roest
- 15.30h ————— Pause
- 15.45h ————— Feedbacks aus den Gruppenarbeiten
- 16.15h ————— Round Table mit Dr. Andrea Bignasca (Direktor, Antikenmuseum Basel und der Sammlung Ludwig), Dr. Dorothea Kolland und Philippe Bischof
- 17.15h ————— Ende der Arbeitstagung mit anschliessendem Apéro

# Einleitung

Die Arbeitstagung «Basel - Interkulturell» fand am 19. Juni 2013 in der Gare du Nord statt. Die Abteilung Kultur Basel-Stadt und die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia hatten im Vorfeld rund 180 VertreterInnen aus Kultur, Politik und Forschung eingeladen, um Ideen und Möglichkeiten zu diskutieren, wie das interkulturelle Potenzial der Stadt, insbesondere in der Kultur, besser genutzt werden könnte. In Referaten und Gesprächsrunden näherten sich verschiedene ExpertInnen aus dem In- und Ausland und 75 teilnehmende Gäste folgenden Kernfragen an: Wie wird das Potenzial an Wissen und Erfahrung von Menschen mit Migrationshintergrund kulturell genutzt? Welche Bedürfnisse formulieren diese Bevölkerungsteile an die Basler Kulturlandschaft? Welche Angebote machen Basler Institutionen Menschen mit Migrationshintergrund? Ziel der Arbeitstagung «Basel - Interkulturell» war die Sensibilisierung für das Thema und die Diskussion von internationalen Best Practice-Beispielen für Kulturinstitutionen und Kulturförderer.

Der vorliegende Reader wurde vom Basler Büro Schürch & Koellreuter, Kulturwissenschaft und Geschichte, im Auftrag der Abteilung Kultur und Pro Helvetia zusammengestellt. Er versammelt die schriftlichen Fassungen der gehaltenen Referate, Wortprotokolle der beiden Round Table-Gespräche und eine Zusammenfassung der Diskussionen, die innerhalb der Arbeitsgruppen geführt wurden. Ergänzt wurde dieses Material mit einem Interview mit Dorothea Kolland, der Beschreibung von vier ausgewählten Best Practice-Beispielen, einer Literaturliste und einem Verzeichnis aller während der Tagung erwähnten Beispiele.





# Begrüssung und Einführung zur Tagung «Basel – Interkulturell»

Ich freue mich, Sie seitens der Abteilung Kultur Basel-Stadt und der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia zur Arbeitstagung «Basel – Interkulturell» zu begrüßen.

Unsere Gesellschaft ist geprägt von einer wachsenden Vielfalt an Herkunft und Kulturen. Ebenso sind die Internationalisierung des Kunstmarktes, die Globalisierung der Kulturproduktion und der Vertriebssysteme unaufhaltsame Entwicklungen, die sowohl Kulturschaffende wie Kulturnutzer gleichermaßen beeinflussen. Daher ist es nur selbstverständlich, dass sich die Kulturpolitik mit der Frage nach dem Einfluss der kulturellen Vielfalt auf ihre Tätigkeiten befasst.

Das Thema der Interkulturalität – auf die Begrifflichkeit gehe ich später noch ein – ist in der Schweizer Kulturpolitik leider noch weitgehend unbearbeitet und im Kulturalltag bleibt wenig Zeit, diese theoretisch zu reflektieren.

Basel erscheint uns ideal für die Durchführung einer Arbeitstagung zum Thema Interkultur: Diese komplexe Thematik genauer zu betrachten, drängt sich hier insofern auf, als Basel eine Grenzstadt ist, die sich gerne – und manchmal zurecht – international nennt. Basel liegt am Schnittpunkt der drei Länder Schweiz, Deutschland und Frankreich. Die Stadt beherbergt nicht nur Kultureinrichtungen mit grosser internationaler Ausstrahlung und global ausgerichtete Wirtschaftsunternehmen, sondern ist vor allem Lebensort von Menschen verschiedenster kultureller und sozialer Herkunft, gegenwärtig aus rund 160 Nationen. Eindrückliche 34 Prozent der Bevölkerung sind nicht schweizerischer Herkunft, Tendenz der letzten Jahre leicht steigend.

Basel dient uns heute daher als Beispiel gesellschaftlicher und kultureller Strukturen und der entsprechenden Kulturförderung. Die heutige Tagung hat zum Ziel, exemplarisch zu diskutieren, wie eine interkulturelle Kulturpolitik aussehen könnte. Sie will aber auch einen theoretischen Überblick geben, wie das Thema einzuordnen ist, sowie Fakten liefern. Zumindest diese können als seriöse Grundlage dienen, eine sehr diffizile Thematik in der Praxis anzugehen.

## I. Wieso überhaupt diese Tagung?

Im Kulturleitbild Basel-Stadt (2012–2017) hat der Regierungsrat als förderstrategisches Ziel festgehalten, das Interkulturelle Engagement des Kantons zu steigern:

*«Der Kanton Basel-Stadt fördert Initiativen und Massnahmen, die interkulturelle Zugänge zu Kunst und Kultur schaffen und die aktive Beschäftigung mit vielfältigen künstlerischen Ausdrucksformen ermöglichen. Das Kulturvermittlungsangebot Basels spiegelt die Vielfalt der interkulturellen Gesellschaft und reagiert auf die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse der vielkulturellen Bevölkerung (...). Die Teilhabe der verschiedenen Bevölkerungsgruppen an den bestehenden Kulturangeboten wird gesteigert.»*

Nun fragt sich natürlich, was das konkret bedeutet. Begriffe wie Interkulturelles Engagement sind schnell in den politischen Raum gesetzt, dann jedoch beginnen die Fragen, Erwartungen und Widerstände zu wirken – zu ihrer Verortung, Definition und Diskussion soll die heutige Arbeitstagung beitragen. Der politische Vorsatz ist schnell gefasst, die praktische alltägliche Arbeit hingegen weit weniger selbstverständlich.

Das Kulturleitbild enthält die zitierten Sätze natürlich nicht ohne Grund: Der Blick auf Nutzerstudien von Kulturangeboten bzw. von Kulturinstitutionen zeigt, dass im Hinblick auf ethnische Gruppen (ebenso wenig wie auf die Generationen oder soziale Schichten) im jeweiligen Publikum auch nur annähernd ein Abbild der gegenwärtigen Gesellschaft vorliegt. Dies wäre aber zur Legitimation einer öffentlichen Kulturförderung, die von Steuergeldern aller BürgerInnen finanziert wird, notwendig.

Für die Kulturpolitik und ihre Verantwortlichen ist es daher zentral, Erfahrungen und konkrete Ansätze zu erarbeiten, wie die Kulturinstitutionen geöffnet werden können für Bevölkerungsschichten mit Migrationshintergrund. Dasselbe Interesse sollte für die Institutionen gelten, denen an ihrer gesellschaftlichen Relevanz und ihrer eigenen Zukunft gelegen sein muss.

Bevor wir uns aber mit der Frage befassen, was die kulturellen Institutionen und die Kulturförderung in diesem Zusammenhang für eine Rolle spielen sollen und können, ist ein Blick auf die politische und gesellschaftliche Realität angezeigt.

## II. Politische und gesellschaftliche Realität

«Es gilt, Migrationspolitik als einen Prozess zu verstehen, der zwar im Laufe der Zeit sein Gesicht verändert, der aber selbstverständlich, normal ist. Selbstverständlich in dem Sinne, dass er zur Politik gehört wie Gesundheits-, Bildungs-, Verkehrs- oder Finanzpolitik, ohne Dämonisierungen, ohne Idealisierungen. Migration betrifft alle diese Bereiche, sie ist nicht abgesondert von der übrigen Wirklichkeit einer Gesellschaft und muss daher immer mitgedacht werden. Denn Migration ist Alltag, sie wird Alltag bleiben und sogar alltäglicher werden, da sie an Bedeutung eher zu- als abnehmen wird.»

Diese Sätze stammen von Prof. Dr. Walter Leimgruber, Leiter des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Universität Basel, der seit 2012 auch Präsident der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen EKM ist.

Leimgruber fasst die Entwicklung der Migrationsthematik in einer einfachen und überzeugenden Formel zusammen: In den letzten 50 Jahren ging der Weg von den bedürftigen (unqualifizierten) zu den qualifizierten MigrantInnen. Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel.

Dass wir in einem aufgeladenen Spannungsraum zwischen Hiesigem und Fremdem leben, belegen eindrücklich die Zahlen, die uns das Statistische Amt zur Verfügung stellt: Im Kanton Basel-Stadt betrug der Ausländeranteil der Gesamtbevölkerung im April 2011 33,6 Prozent oder 63'430 Personen, im April 2012 65'049 und im April 2013 bereits 66'166. Das bedeutet eine Zunahme von 1,7 Prozent innerhalb eines Jahres. Gemäss dem mittleren Szenario der Bevölkerungsprognose wird der Ausländeranteil bis ins Jahr 2035 auf 37 Prozent ansteigen.

Damit Sie mich richtig verstehen und auch den Ansatz der heutigen Tagung: Ich bin fest davon überzeugt, dass jede Stadt und Gesellschaft durch die Zuwanderung von Menschen aus anderen Kulturkreisen unglaublich bereichert wird. Die Zunahme kultureller Vielfalt ist ein Gewinn, kein Problem - wir müssen uns daher mit den Potenzialen beschäftigen, weniger mit den Defiziten.

Wir wissen aber zugleich, dass die beschriebene migrantische Verdichtung zu sozialen Spannungen, zu Streit um Überzeugungen und Werte, widersprüchlichen Regeln und Bildern führen kann, denn jeder Mensch, der an einem Ort ankommt, bringt seine Ideen und Werte mit, die wiederum auf jene der sogenannten Einheimischen treffen. Wir wissen zugleich, dass un-

sere eigene kulturelle Prägung uns als Menschen formt und unser Leben wesentlich mitbestimmt. So entstehen Besitz- und Deutungsansprüche auch im kulturellen Bereich, die alle Beteiligten herausfordern.

Kulturell bewegt sich unsere Gesellschaft in der Regel zwischen Sehnsucht nach Einheit und Lust auf Diversität, oft wechselhaft und unberechenbar. Ob im Fussball oder im Arbeitsalltag, in der Gastronomie oder in der vornehmen resp. hippen Kultur-Gesellschaft: die Toleranzräume verschieben sich fallweise, oft geschehen sie unbewusst, und mit Diskriminierungen ist jederzeit zu rechnen.

## III. Politik der kulturellen Vielfalt

Ein kurzer Blick zurück: Die Idee einer Politik der kulturellen Vielfalt ist die Errungenschaft einer Kulturgesellschaft westlicher Prägung, einer Gesellschaft, die sich auf kulturelle Werte verständigt hat, über deren Bedeutung weitgehende Einigkeit besteht. Solche Einigkeit ist heute stark gefährdet und teilweise schon aufgelöst. Städtische Gesellschaften sind heute stark segmentierte Migrationsgesellschaften.

Vielfalt und Diversity sind zwar Schlagwörter, die Politik und Wirtschaft gerne aufgreifen, um sich als weltoffen und zukunftsorientiert darzustellen. Eine zeitgemässe Kulturpolitik, die von Vielfalt spricht, muss auch gesellschaftspolitische Konsequenzen aus dieser Einsicht ziehen: Es geht um die Gestaltung von Vielfalt, und im Hinblick auf die Herkunft sind die BewohnerInnen einheimischer Abstammung heute lediglich eine Gruppe unter vielen anderen und längst nicht mehr die Norm.

Der demografische Wandel und seine Folgen fordern den Kulturmarkt und die Kulturpolitik erheblich heraus. Die Einflüsse des demografischen Wandels auf Kulturangebot und -nachfrage werden in den kommenden Jahren die Handlungsprämissen und -optionen der Kulturpolitik massgeblich prägen. Dazu gehören Fragen nach dem Einfluss auf die kulturelle Infrastruktur sowie Strategien für die Angebotsgestaltung bei den einzelnen Kultureinrichtungen. Die Entwicklungen der Publikumsstrukturen lassen sich nicht losgelöst von der Bevölkerungsentwicklung beobachten.

Die Veränderung der Bevölkerungsstrukturen hin zu globalen migrantischen Gesellschaften verstärkt die Diskussion darüber, wie es gelingen kann, möglichst vielen verschiedenen Menschen den Zugang zu möglichst viel Kultur zu bieten. Daraus ergeht die Forderung

nach einer Kulturpolitik, die einen inklusiven Kulturbegriff pflegt, die also bestrebt ist, möglichst viele verschiedene Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Gesellschaftsgruppen in die kulturellen Angebote einzubeziehen und an ihnen teilhaben zu lassen. Eine entsprechende Kulturpolitik bedeutet nicht nur intensivierte Vermittlung der bestehenden Angebote, sondern auch das Anbieten anderer Inhalte, das Schaffen spezifischer Plattformen und das Fördern interkultureller Kommunikationsformen.

Der Gedanke jedoch, dass Kunst und Kultur alle Menschen verbinden, konkurriert mit der Tatsache, dass Kunst und Kultur immer auch Mittel der Unterscheidung sind. Gefragt ist daher eine vertiefte Diskussion darüber, welche Potenziale in welchen kulturellen und ästhetischen Praxisformen stecken. Der Kanon der förderungswürdigen Disziplinen muss regelmässig auf seine Aktualität und auf seine Zielsetzungen hin überprüft werden.

Die Kulturpolitik muss zugleich bestrebt sein, damit verbunden eine breit angelegte Debatte über die Bedeutung ästhetischer Qualität(en) zu führen.

#### IV. Die Begrifflichkeiten / Definitionen

Der im Titel gewählte Begriff «Interkultur» ist zweifellos klärungsbedürftig, gibt es doch zahlreiche verwandte, aber doch differente Begriffe, die im selben Themenbereich ebenfalls verwendet werden: Transkulturalität - Hybride Kulturalität - Multikulturalität etc.

Wir haben uns für diese Tagung an den allgemeinen, v.a. in Deutschland gegenwärtigen kulturpolitischen Diskurs angeschlossen. In diesem wird zur Zeit der Begriff der Interkultur dominant verwendet. Die Grundlage für die entsprechenden Diskussionen liefert unter anderem Mark Terkessidis mit seinem Buch «Interkultur», das 2010 in Berlin erschienen ist.

«Eine Interkultur entsteht durch den Prozess des Aufeinanderwirkens verschiedener, mindestens zweier Kulturen, die in Interaktion oder Kommunikation miteinander stehen. Die Interkultur ist somit stark variabel und dynamisch. Sie beschreibt kein statisches Abhängigkeits- oder Dominanzverhältnis der Kulturen. Die beteiligten Kulturen oder Teile dieser werden in diesem Prozess nicht nur addiert, sondern bilden, sich gegenseitig beeinflussend, eine neue «Kultur», eine Interkultur. Der Begriff wird positiv verwendet und umschreibt einen konstruktiven Interaktionsprozess.»

Mit dem Begriff «Interkultur» will Terkessidis nicht an den «Dialog zwischen den Kulturen» anknüpfen, der in den 1990er Jahren kennzeichnend für den Umgang mit Migration war. Sein Bezugspunkt ist die Transkulturalität, die von einer wechselseitigen Beeinflussung von sich dynamisch entwickelnden Kulturen ausgeht. In diesem Sinn versteht er Interkultur auch als «Kultur-im-Zwischen», die auf ein mögliches Künftiges hinweist.

Im Zentrum von Interkultur steht der urbane Raum und seine Weiterentwicklung. Die Stadt der Vielfalt, in der sich die sozialen und kulturellen Veränderungen zuerst manifestiert haben, die durch Einwanderung, politische Umbrüche, demografische Entwicklung und Globalisierung in den letzten Jahrzehnten hervorgerufen wurden. Die Stadt als soziokulturelles «Zukunftslabor».

Terkessidis geht es um die Reform von öffentlichen Einrichtungen mit dem Ziel, «Umgebungen so zu gestalten, dass alle Menschen sie trotz ihrer Unterschiede gleichermaßen nutzen können».

Dabei geht es auch um die Frage der Organisationskultur, wie man sie etwa aus der Betriebs- und Organisationspsychologie kennt. Das ist eine Debatte, die in Unternehmen beim Thema «Diversity» stark im Vordergrund steht:

Welche Personengruppe wird im Unternehmen implizit privilegiert? Welche unausgesprochenen Vorstellungen über dessen Geschichte, die Mitarbeiter, die Kunden etc. kursieren? Sind diese Annahmen zeitgemäss, oder führen sie dazu, dass ein grosser Teil der Individuen ihr Potenzial nicht ausschöpfen kann? Denn das sollte ja das Ziel sein.

Insofern will Terkessidis mit dem Begriff «Interkultur» nicht primär auf ethnische Unterschiede hinaus, sondern auf eine Veränderung der Kultur der Institution in Bezug auf unterschiedliche Voraussetzungen und Hintergründe.

Er möchte die interkulturelle Öffnung auf alle Institutionen ausweiten – vor allem in die Kulturinstitutionen, weil in ihnen sehr stark das Selbstverständnis der Gesellschaft reflektiert wird. Zurzeit kommen Subventionen immer noch hauptsächlich einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe zugute, dem sogenannten Bildungsbürgertum, und dessen Weltsicht dominiert entsprechend. Hier kann man vielleicht von Grossbritannien lernen: Dort ist auf der Basis des Prinzips der «social inclusion» angeregt worden, dass sich diese

Institutionen ein anderes Publikum erschliessen und sich in diesem Prozess auch intern verändern müssen.

Interkulturelle Arbeit und interkultureller Dialog scheinen uns in diesem Sinne immerhin treffende Bezeichnungen für einen sinnvollen Ansatz zu sein.

#### V. Ziele

Das erste Ziel der heutigen Tagung ist es also, Best Practice und anderes Wissen zu sammeln, um die Öffnung der Institutionen in interkultureller Hinsicht voranzutreiben.

Natürlich wissen wir: Nicht jede Institution funktioniert gleich: Inhalte, Traditionen, Aufträge sind sehr unterschiedlich etc. Es geht also auch um einen genauen Blick und die Fähigkeit zur Unterscheidung.

Alle Institutionen müssen sich kontinuierlich auf den Prüfstand begeben, was ihre Programme und Publikation betrifft. Das ist nichts Neues, ist aber immer wieder zu betonen. Durch den Aspekt der Interkulturalität wird diese Aufgabe um eine weitere Facette bereichert.

Zum Abschluss möchte ich in aller Deutlichkeit sagen: Die interkulturelle Öffnung ist keine Zusatzaufgabe, sondern integrativer Teil der institutionellen Arbeit an sich. Interkultur ist auch nicht «nur» ein Vermittlungsthema sondern eine strategische Aufgabe, die den gesamten Organismus eines Kulturbetriebes betrifft. Interkultur darf nicht länger als Sonderthema behandelt werden. Die Querschnittsaufgabe sollte als Richtlinie für die organisatorische Weiterentwicklung in kulturellen Institutionen umgesetzt werden. Das kann nur gelingen, wenn Konzeptionen mit überprüfbaren Zielen und Qualitätskriterien erarbeitet werden.

#### VI. Danksagung

Wenn eine Abteilung Kultur eine Tagung vorbereitet, dann bedeutet dies einen Mehraufwand, den man immer mal wieder bereut. Daher ist es mir ein grosses Anliegen, vor allem jenen beiden Personen zu danken, die zum Gelingen der Tagung im Vorfeld neben dem courrant normal eine enorm grosse Arbeit geleistet haben: Regula Düggelin und Daniela Krienbühl.

Auch danken möchte ich für anregende Gespräche und intensiven Austausch Dorothea Kolland, die Sie nachher noch leibhaftig erleben werden. Vor allem ihr Besuch in Basel hat uns wesentliche Hinweise gegeben, diese Tagung so interessant und konkret wie möglich zu gestalten und die einzelnen Beiträge möglichst passgenau auf unsere Basler Situation zu beziehen.

Pro Helvetia und vor allem ihrem Direktor Andrew Holland möchte ich für die angenehme Partnerschaft danken, insbesondere für die neuste Ausgabe von Passagen, die Ihnen allen in der Tagungsdokumentation vorliegt.

Bei allen TeilnehmerInnen bedanke ich mich schliesslich für das Interesse und die aktive Teilnahme am heutigen Tag.









# Interkulturelle Kultur: Zwischen kultureller Diversität und Transkulturalität

I. Als ich vor ein paar Jahren in Los Angeles war, wollte ich unbedingt das dortige Holocaust-Museum sehen, denn es war für die Debatte um die Gestaltung von Museen, die der Shoa gedenken, zu einem Markstein geworden. Es war schwer zu finden, ich fragte verschiedene Leute, die vor den benachbarten Häusern und Villen irgendetwas taten. Die Antwort war meist Achselzucken. Bis bei einem dunkelhäutigen Chauffeur, der sein Auto wusch, die Augen aufblitzen: «Oh you mean «Museum of Tolerance»?» Zwei Häuser weiter war dieses Museum. Los Angeles hatte sein Holocaust-Museum umbenannt und umgestaltet in das «Museum der Toleranz»<sup>1</sup>. Es gab weiterhin die «Holocaust Section», aber zuerst kam die Amerikanische Menschenrechts-Video-Mauer, dann eine riesige Projektion aktueller Menschenrechtsverletzungen – das war, als ich dort war, Ruanda, und ein Simon-Wiesenthal-Center, das sich unter dem Stichwort «Globalhate.com» mit Hass im Internet befasste. Verblüfft nahm ich die Besucher wahr, an einem Sonntagnachmittag: Es waren viele Familien mit Kindern – und ganz viele von ihnen «People of Colour».

II. In Paris wurde 2007 die *Cité nationale de l'histoire de l'immigration*<sup>2</sup> eröffnet, als Respektsbezeugung gegenüber der Tatsache, dass die Geschichte der Einwanderung genuiner Bestandteil der Geschichte Frankreichs ist, wie der Staatspräsident verkünden liess. Die Anerkennung dieser Tatsache erfordere eine symbolische Leistung – und wir wissen, wenn sich die *Grande Nation* an die Errichtung von Symbolen macht, lässt sie sich nicht lumpen: Ein prächtiges Gebäude, das Palais de la Porte Dorée, erbaut 1931 zur Pariser Kolonialausstellung, wurde für den neuen Zweck umgebaut, ohne allerdings seine imperiale Machtausstrahlung, formuliert in Architektur und riesigen Reliefs, zu verbergen. Und man hatte ein Museum auf höchster kulturstaatlicher Ebene geschaffen. Dass Präsident Sarkozy bei der Eröffnung fehlte, wurde ihm negativ angekreidet: So wichtig schien es dann doch nicht. Immerhin bemühten sich Museumsmitarbeiter sehr, Partizipation zu realisieren bzw. nachzuholen, indem private Sammlungen von Migranten und ihren Communities eine grosse Rolle

spielen sollten, die prächtig und mit viel Geld in Szene gesetzt wurden. Das Kardinalproblem allerdings war übersehen worden und wurde mit der Eröffnung offenbar: Viele der Migrantengemeinschaften lehnen das Museum als Feigenblatt, für das sie sich benutzt fühlen, a priori ab, weil das Gebäude die Tradition der französischen Kolonialpolitik symbolisiert, diese architektonisch völlig ungebrochen ausstrahlt und damit eine Aufarbeitung der Geschichte zurückweise.

III. Seit ein paar Jahren kürt der Berliner Landesmusikrat – quasi die NGO der Musikorganisationen – jährlich ein eher weniger wahrgenommenes Musikinstrument zum «Instrument des Jahres» und präsentiert dessen Klangmöglichkeiten in Konzerten aller Art, z.B. in den vergangenen Jahren Posaune, Fagott und Kontrabass. 2013 wird die Bağlama in den Vordergrund gestellt, die türkische Langhalslaute.<sup>3</sup> Von türkischen Gastarbeitern und Künstlern nach Deutschland gebracht, ist sie heute das beliebteste Instrument der Deutschen türkischer Herkunft und der Berliner Türken, bei Jugendlichen wie bei Erwachsenen. In der kurdischen Musikkultur eine besondere Rolle spielend ist sie heute weder aus der populären noch aus der Kunstmusik, auch nicht aus der Avantgarde, wegzudenken – und damit auch nicht aus dem Berliner Musikleben. Nur viele Berliner einschliesslich der Berliner Kultursociety wissen das nicht. Kulturpolitisch spannend, was sich der Bağlama-Beauftragung Joel Betton, Professor für Gitarre an der UdK, und seine Mitstreiter vorgenommen haben: Wird ein Funke in die fast rein autochthone «Zupfmusik»-Szene, also die Gitarren-, Mandolinen-, Lautenszene überspringen? Werden neue Spielergruppen aus dem nicht-türkischen Umfeld gewonnen? Wird ein transkultureller musikalischer Prozess seinen Weg suchen? Oder wird es eine re-ethnisierende Nischenveranstaltung werden? Ende des Jahres, nach vielen unterschiedlichen Events, wird man wissen, ob es mehr geworden ist als ein gutgemeinter Versuch der interkulturellen Öffnung eines bislang fast rein «abendländisch» orientierten Verbandes.

1 Vgl. [www.museumoftolerance.com](http://www.museumoftolerance.com) (zuletzt angesehen am 3.6.2013).

2 Vgl. [www.histoire-immigration.fr](http://www.histoire-immigration.fr) (zuletzt angesehen am 3.6.2013).

3 Vgl. [www.landesmusikrat-berlin.de](http://www.landesmusikrat-berlin.de) (zuletzt angesehen am 24.7.2013).

**IV.** In Vorbereitung der Olympischen Spiele 2012 berief der Bürgermeister von London eine sehr bunte «Task force» ein: «The Mayor's Commission on African and Asian Heritage». Ziel der «Eingreiftruppe»: alle Londoner (städtischen) Museen, Archive und Sammlungen, vom bezirklichen Heimatmuseum bis zum Victoria & Albert-Museum – Museumsgeschichte und -gegenwart sollten neu betrachtet werden. Es ging darum, neue Perspektiven zu setzen, neue Kompetenz in die Erschliessung und Vermittlungsarbeit der Museen zu bringen, Bestände neu zu interpretieren, auf die Bewahrung des kulturellen Erbes der Migrant\*innen zu achten, das in den Museen – oft völlig unbeachtet – schlummert, die Personalzusammensetzung ebenso wie die Vermittlungsarbeit unter die Lupe zu nehmen. Die Partner dieser Veränderung sind in den ethnischen Communities verankerte Vereine und Gruppierungen, die mit ihrem anderen Blick und ihrer anderen Lebens- und Museumserfahrung die Museen unterstützen und ggf. herausfordern sollen, um sich ihrer Geschichte zu stellen und in einer interkulturellen Gegenwart des Respekts anzukommen: «*Museums that present the culture of the world need to acknowledge the story by which those collections were acquired. An apology for this pain is necessary*», stellte der Sprecher der Londoner Museen fest.<sup>4</sup> Kritische Aufarbeitung der Vergangenheit: Dies sei der entscheidende Schritt zu einer neuen inklusiven interkulturellen Museumslandschaft; deren Basis sei die Förderung einer besonders auf Teilhabe abzielenden Vermittlungsarbeit und das Anzetteln von Bündnissen zwischen Museen und den «community-based heritage organisations».

**V.** In einem für seine Verhältnisse grossen, für Hochkulturinstitutionen winzigen Projekt nahm sich das Kulturamt Neukölln, also «mein Amt», in der Zeit der Hochkonjunktur der Leitkultur-Diskussion die Leitkulturen der Neuköllner vor. In diesem Bezirk (320'000 Einwohner) leben Menschen aus 165 Nationen, die unterschiedliche Wertvorstellungen haben. Unsere These war: Diese sind es letztendlich, die verantwortlich sind für die nicht wenigen Reibereien vor allem unter Jugendlichen der verschiedenen Bevölkerungsgruppen, sie lösen die berühmten «Critical Incidents» aus – und sie sind zugleich die Basis für die grosse reichhaltige

Vielfalt, die diesen Bezirk auszeichnet. Wir forschten, und wir ermittelten die Top Five der Grundwerte: *Respekt, Ehre, Scham, Toleranz und Gehorsam*. Allerdings: Je nach kultureller Herkunft verstand jede Community (und vor allem deren jugendliche Protagonisten) etwas anderes darunter, was besonders bei den Begriffen Ehre und Scham manifest wurde.

Aus dieser Recherche entwickelte sich ein grosses Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt<sup>5</sup>, in dem so heftig wie nie davor und nie danach die Neuköllner nicht nur deutscher Herkunft involviert waren – als Akteure und als Besucher. Es waren ihre Themen und ihre Lebensrealität, die ganz oben auf der Agenda standen.

**VI.** Die Komische Oper Berlin hat ein neues Verkehrsmittel angeschafft: Den «Opera Dolmuş». «Dolmuş» (übersetzt: «voll») ist in der Türkei die Bezeichnung für einen Kleinbus für den informellen Personennahverkehr: Er fährt los, wenn er voll ist. Der mit zwei Sängern, drei Musikern und einem Dramaturgen der Komischen Oper Berlin voll besetzte Bus fährt Begegnungsstätten, Seniorenheime, Migrant\*innenorganisationen oder auch Bildungseinrichtungen in Stadtteilen mit einem besonders hohen Anteil von Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen an. Interessierte Institutionen können sich für einen Besuch durch den Operndolmuş jederzeit bewerben. Ziel des Vorhabens ist es, Menschen in ihren Stadtteilen aufzusuchen und «vor Ort» Brücken zur Welt der Oper aufzubauen. Und da gibt es Szenen aus Carmen auch mal auf Türkisch, und Liebesschmerz ist überall präsent.

Die Oper ist auch nach Verabredung bereit, den Dolmuş zum Transport in die Oper einzusetzen, und dort erwartet die Besucher türkischer Sprache eine besondere Überraschung: Die in die Lehne des Vordermanns eingelassene Untertitel-Projektion präsentiert diese auf Wunsch auch in türkischer Sprache. Mit diesen ersten Schritten und vielen neuen Ideen hat die Komische Oper ihr Projekt «Selam Opera!» begonnen.<sup>6</sup>

4 Jack Lohman (Director, Museum of London Group), in: The Mayor's Commission on African and Asian Heritage (Hg): *Delivering shared heritage*, London 2005, S. 23.

5 Ausführliche Beschreibung und Analyse in: Kolland, Dorothea: *Gute Töchter – Gute Söhne: Auf der Suche nach Neuköllner Leitkulturen*, in: Kolland, Dorothea: *Werkstatt Stadtkultur*, Essen 2012, S. 215-230.

6 Weitere Infos: [www.komische-oper-berlin.de/oper-entdecken/selam\\_opera](http://www.komische-oper-berlin.de/oper-entdecken/selam_opera) (zuletzt angesehen am 13.6.2013).



## «... die haben ja keine Kultur!»: Durchlässigkeit schaffen für interkulturelle Potenziale

Sechs Möglichkeiten «interkultureller Öffnung» - es sei dahingestellt, ob sie alle gelungen sind, es sind jedenfalls sechs Modelle, die ernst machen damit, dass die Welt der Kultur weit über die traditionellen Grenzen der abendländischen Kulturlandschaft reichen kann und, wie ich finde, muss. Wenn ich Beispiele aus anderen Bereichen gewählt hätte - z.B. aus dem Bereich Tanz -, so hätten Sie zu Recht eingewandt, dass hier Fragen nach Herkunft und Prägungen längst Geschichte sind, und wenn wir uns dem riesigen Segment der Popkultur widmeten, würden wir in einem Ozean der Globalisierung schwimmen.

An dieser Stelle sind unsere Themen der bürgerliche (Hoch-)Kulturbetrieb und seine Institutionen, die mich - wie Sie ja auch, mehrheitlich - geprägt haben; mit diesem Aufgabencluster kenne mich aus, auch mit seinen Grenzen. Diese löchrig und durchlässig zu machen, ist meine Möglichkeit, gegen Exklusion anzugehen und für mehr Demokratie zu wirken. Und ich wünsche mir sehr, die «Löcher» für beide Seiten nutzbar zu machen und viele zu Gewinnern werden zu lassen: an oberster Stelle die Kultur als schlummernde Schatztruhe, die ihren Deckel und eigenen Kanon aufsprengt und viele neue Farben gewinnt und schliesslich eine andere wird, ohne ihre Traditionen zu vergessen. Sich der Potenziale bewusst werden, sie zu entwickeln und zu nutzen für eine Zukunft, die auf der Klaviatur der Vielfalt der Weltkulturen spielt, die *diversity* versteht als Vielfalt und Differenz: Dies ist mir sehr wichtig; ich träume nicht etwa in den soften Klängen harmonischer Weltmusik; im Austragen der Differenzen, und die können durchaus heftig sein, wie wir das z.B. bei den Neuköllner Leitkulturen erlebt haben, ist die Basis für das gemeinsame Zukunftspotenzial begründet.

Wenn ich hier eingeladen bin, um über Möglichkeiten der stärkeren Beachtung und Realisierung von Interkulturalität in der Basler Kulturlandschaft nachzudenken, so ist mir schon klar, dass dies grundsätzlich ein anzweifelbares Vorhaben ist, eine «Besserwisserin» von aussen zu holen, und noch dazu jemanden, deren

Erfahrungen mit «bunter» Kultur zwar intensiv ist (die Mehrheit meiner «Kundschaft» in Neukölln, wo ich 30 Jahre lang arbeitete, war nicht-deutscher Herkunft), aber deren kulturelle wie soziale Basis doch sehr weit voneinander entfernt sind: In Neukölln herrscht bittere Armut, sowohl bei den Kultur-Produzenten und -Rezipienten wie bei den Kultureinrichtungen. Und diese Erfahrung lehrte mich, dass die Realisierung von Teilhabegerechtigkeit und Chancengleichheit oberste Priorität haben muss, dass die Folgen von Armut und Arbeitslosigkeit viel gravierender sind als ethnisch-kulturelle Unterschiede. Die sozialen Zugangsbarrieren - und diese betreffen keineswegs nur die Eintrittspreise - sind viel höher als die ethnischen. Diese werden allerdings oft missachtet, und dann heisst es leichtfertig: «Die haben ja keine Kultur...» Doch bei allem Reichtum der in Basel Kultur möglich macht: Die an den Rand Gedrängten gibt es hier auch. Ein Spaziergang durch Kleinbasel in Richtung Kleinhüningen und Gespräche im Stadtteilbüro haben mich dies gelehrt.

Ich habe allerdings schon durch meine kurze Recherche in Basel dazugelernt, dass es hier auch ganz andere Migranten gibt - die im Fachjargon sogenannten «Expats»<sup>7</sup>. Natürlich gibt es diese auch in Berlin, aber in der bunten Grossstadt wird ihnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Gerade die Jungen unter ihnen gehen auf in der Masse des internationalen bunten Prekariats, und sie sind höchst bedacht auf das Mitmischen im melting pot der urban culture. Für Basel gilt offenbar - aufgrund erkannter Defizite - viel stärker: Ein Nachdenken über Interkulturalität der Kultur und ihres Publikums hat diese hochqualifizierten, relativ wohlhabenden, mobilen Menschen mit einzuschliessen, denn sie haben sich möglicherweise - exkludierend und exkludiert - eigene Gettos geschaffen, weit weg von Basels Kulturlandschaft. Dies erscheint nur schwer tolerabel.

7 Vgl. Wochendebatte über die Frage «Tut Basel zu viel für die Expats?», 15.-30.3.2013 in der Tageswoche, siehe: [http://www.tageswoche.ch/de/2013\\_11/debatte/?stage=2](http://www.tageswoche.ch/de/2013_11/debatte/?stage=2) (zuletzt angesehen am 13.6.2013).

## Was wünschen wir? Eine Kulturlandschaft, die korrespondiert mit der weltweiten Migrationsrealität

Was ist unser Ziel? Wir wünschen uns eine Kulturlandschaft, die sich aus den Schätzen der Weltkulturen speist und die Menschen aller Kulturen dieser Welt anzieht; eine Kulturlandschaft, die offen ist, die von Chancengleichheit und Teilhabe aller, die es wünschen, geprägt ist. Eine Kulturlandschaft, die der Globalisierung der Welt entspricht, aber möglichst nicht deren Auseinanderfallen in arm und reich oder in fundamentalistische Antagonismen nachvollzieht. Wir wollen eine Kulturlandschaft, die korrespondiert mit der weltweiten Migrationsrealität und die möglichst nicht hinter die Politik zurückfällt, die vom «betreuten Ausländer» zum gleichberechtigten Bürger gelangt ist; die von zeitweiser «Gastarbeiter-Assimilation» bei einer weltweiten Super-Diversity angekommen ist, bei der es nicht mehr um Communities geht, die als ethnische Gruppe von A nach B kommen (und vielleicht zurückgehen), sondern um Individuen, die von A nach F über E, D, B, A, C kommen und vielfach geprägt sind – jedes anders. Wir wünschen eine «kultursensible» Kulturlandschaft, die in ihrer Vielfalt der Vielfalt der sie nutzenden Menschen entspricht. In Deutschland wie in der Schweiz<sup>8</sup> war es als erster der Gesundheitsbereich, der ernsthaft darüber nachdachte, seine Haltung und Kompetenz dieser Vielfalt entsprechend zu entwickeln. Der Kulturbereich schien dies sehr lange nicht nötig zu haben, weil er dieses Defizit lange nicht bemerkte. Hochkultur funktioniert mit so vielen Exklusionen, da kam es auf die auch nicht mehr an. Ausserdem: «Diese Ausländer haben ja gar keine Kultur, also brauchen wir uns auch nicht zu kümmern». In Deutschland hieb massiv erst die Kulturenquête von 2007 des Deutschen Bundestages<sup>9</sup> auf diese Arroganz ein.

Die politischen Rahmenbedingungen sind längst festgelegt: Seit 2000 gilt für die EU mit den Beschlüssen von Lissabon als oberstes Prinzip für die Garantie demokratischer Rechte das Prinzip der Chancengleichheit, das Teilhabe aller ermöglichen soll. Diese Beschlüsse lassen vornehmlich auf vorhandene Defizite achten. Gleichzeitig gilt die europäische Antidiskriminierungsrichtlinie, orientiert an der UNO-Menschenrechtskonvention, die jedem Menschen Anspruch auf die hiermit garantierten Menschenrechte und Freiheiten zuspricht, ohne irgendeine Unterscheidung etwa nach Rasse, Farbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer und sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, nach Eigentum, Geburt oder sonstigen Umständen. Diese Position setzt an dem Bewusstsein an, auch als Minderheit Rechte zu haben. Ich vermute, dass dieses Bewusstsein in der Schweiz sehr ausgeprägt ist, wollen doch die verschiedenen Schweizer Volksgruppen im Prinzip miteinander klarkommen. Grundsätzlich gehe ich davon aus, dass in der Schweiz seit Jahrhunderten innerschweizerisches «interkulturelles Mainstreaming» inklusive interkultureller Mediation betrieben wird; gewisse Gerüchte über Kirchturmdenken und -verhalten können doch eigentlich nur aus der Luft gegriffen sein.

Beide Positionen, die Defizit- wie die Menschenrechtslinie, sind die politische und rechtliche Basis für das, was sich jetzt immer stärker als Aufgabe für Verwaltungen und Körperschaften stellt: Das «interkulturelle Mainstreaming» oder «interkulturelle Öffnung», in einigen Fällen bereits zu Verordnungsrang erhoben, wie z.B. in Deutschland durch Integrationspläne auf Bundesebene<sup>10</sup> wie auf der einiger Länder und Kommunen. Berlin hat auch einen solchen Plan, der sich vor allem auf Personalfragen konzentriert.<sup>11</sup> «Interkulturelle Öffnung» ist durchaus verwandt mit «Barrierefreiheit», die wir aus der Diskussion um Teilhabe von Behinderten kennen: Sprachliche und religiöse Differenzen können zu Unvereinbarkeiten und Unverständlichkeit führen, die Exklusion zur Folge haben. Natürlich haben wir uns mit diesen ethnisch-kulturell begründeten Schranken

8 Ein Beispiel: Mosimann, Heidi (Informationsstelle für Ausländerinnen und Ausländerfragen): Interkulturelle Öffnung oder Managing Diversity? Oder beides? Bern 2008. [www.isabern.ch/upload/pdf/Referat\\_HM\\_11.11.08.pdf](http://www.isabern.ch/upload/pdf/Referat_HM_11.11.08.pdf) (zuletzt angesehen am 25.7.2013).

9 Deutscher Bundestag (Hg.): Kultur in Deutschland. Schlussbericht der Enquete-Kommission «Kultur in Deutschland», Regensburg 2007, S. 213. Online verfügbar unter <http://dip21.bundestag.de/>

[dip21/btd/16/070/1607000.pdf](http://dip21/btd/16/070/1607000.pdf) (zuletzt angesehen am 25.7.2013).

10 <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan-kurzfassung.pdf> (zuletzt angesehen am 25.7.2013).

11 Er ist begleitet von dem interessanten Aktionsplan «Vielfalt fördern – Zusammenhalt stärken». Die Konzepte unter die Lupe genommen haben Hunger, Uwe und Metzger, Stefan: Interkulturelle Öffnung auf dem Prüfstand, Berlin 2013.

zu befassen, die Teilhabe verbieten, und müssen z.B. viel in Sprachvermittlung investieren, ebenso wie mit den sozialen Barrieren, deren Abbau wir nicht alleine Sozialpolitikern zuschieben dürfen, ohne uns selbst einzumischen, denn wir als Kulturleute (als Produzenten wie unsere Rezipienten) sind davon betroffen.

Verzeihen Sie, dass ich Sie mit diesen politischen und rechtlichen Fragen möglicherweise gelangweilt habe; natürlich gilt es sie zu bedenken. Über tatsächliche Schritte in Richtung interkulturelle Kulturlandschaft wird noch zu sprechen sein.

## Differenzen sind keine Last, sondern bergen Chancen zur Lust, die aus Vielfalt entsteht

Natürlich sind diese nationalen Programme wichtig und eine Errungenschaft, dennoch ist mir grundsätzlich eine andere Dimension wichtiger, gibt es doch viele Möglichkeiten, Pflichten und Verordnungen durch Hintertürchen zu umgehen, wenn man sie als bürokratisch, unwichtig, lästig oder gar falsch empfindet. Dies zu wissen lehrte mich 30 Jahre Arbeit in einer öffentlichen Verwaltung. Wenn ich allerdings davon überzeugt bin, dass meine Arbeit von einer anderen Einstellung, von anderen Methoden, anderen Strategien profitiert, wenn ich neue Potenziale erkenne, dann werde ich dies ermöglichen – auch ohne Verordnung. Dann will ich Wege finden und/oder entwickeln, sie zu realisieren, auch entgegen bisherigen Gepflogenheiten, vielleicht auch gegen geltende Verordnungen: Es gibt fast immer Möglichkeiten, Ausnahmen zu begründen.

Mir geht es um einen mentalen Paradigmenwechsel: Kulturelle Differenzen sind keine Defizite, auch wenn sie auf den ersten Blick so erscheinen mögen, und die Menschen, die sie als Eigenschaft und Erbe in das Leben unserer Städte und Länder einbringen, sind nicht defizitär, sie sind einfach anders. Differenzen sind keine Last, sondern bergen – auch wenn es manche Nuss der Fremdheit zu knacken gilt – Chancen zur Lust und neuem Reichtum, der aus Vielfalt entsteht.

Die Chancen und Potenziale von kultureller Vielfalt für Kunst und kulturelles Leben sind nicht schwer wahrzunehmen, insbesondere wenn wir uns in das Feld der Avantgardekunst begeben. Es sind die unterschied-

lichsten kulturellen Erfahrungen, die Innovation vorantreiben – sei dies im Bereich von visueller, performativer oder akustischer Kunst, im Bereich der Körpersprache und Bewegung oder der Architektur. Künstler lassen sich durch die Welt treiben – und sie berühren dabei manchmal auch Basel wie Neukölln, wie Ping Qiu, eine Neukölln-basierte chinesische Künstlerin, die gerade im St. Alban Tal ihre Seerosen schwimmen lässt. Und die Art Basel nutzt deren globale Profitträchtigkeit.

Dennoch ist der Kulturbetrieb zögerlich, wenn es um die Erkenntnis der Potenziale kultureller Vielfalt geht. Hier ist uns die Wirtschaft weit überlegen mit ihren Überlegungen zu Diversity Management. In einem einschlägigen Magazin der Süddeutschen Zeitung war zu lesen: «Diversity» heisst die Kultur, die angesichts globaler Märkte und einer kritischen demografischen Entwicklung auf ein neues Denken setzt: Vielfalt in Alter und Geschlecht, Herkunft und kulturellen Sichtweisen können eine Bereicherung sein. Es gilt, diese nicht nur zu tolerieren, sondern auch wertzuschätzen.»<sup>12</sup> Hinter einem solchen Commitment stecken die geballten Erfahrungen international agierender Konzerne, die wissen, dass sie nur dann global erfolgreich sind, das heisst Geld verdienen können, wenn ihr Unternehmen über interkulturelle Kompetenz und entsprechende Umsetzungs- und Entwicklungsstrategien verfügt. Sie haben die gewinnträchtige bessere Nutzung der «human resources» in ihr Personalmanagementkonzept aufgenommen. Aber selbstverständlich geht es ihnen primär um das «Humankapital» und nicht um tatsächliche Gleichstellung; allzu viel Diversity muss auch nicht sein. Es ist dies ein sehr markantes Feld, wo eine Unternehmensstrategie «output»-, aber nicht «outcome»-orientiert eingesetzt wird: Es geht um ein Arbeitsergebnis im Sinne von Arbeitsleistung, nicht um ein Ergebnis im Sinne von Auswirkung oder Konsequenz für die gesellschaftliche Kultur. Das ist der Kontext, in dem sich die schon genannten «Expats» bewegen, also auch das potenzielle internationale Basler Publikum.

12 Daimler, E.ON, Henkel, MacDonald's, PricewaterhouseCoopers (Hg.): Vielfalt erleben. Das Magazin für Diversity Management, Verlagsbeilage in der Süddeutschen Zeitung (1/2009), S. 18.

## Von Assimilation zu Transkulturalität, von Identität als Migrantengemeinschaft bis hin zu Superdiversity, von Multikulturalität bis zur Diversity-Strategie

Gestatten Sie einen weiteren kleinen A-usflug ins Definitorische: Wir müssen uns festlegen, über was wir reden, und welche Begriffe wir verwenden für die gesellschaftlichen Prozesse, in denen sich die Schweiz, Deutschland, viele weitere europäische Länder befinden. Dies ist viel schwieriger getan als gesagt und doch wichtig, weil an den Begriffen Geschichte und Bedeutung hängen. Das Spektrum reicht von Assimilation bis Transkulturalität, von Identität als Migrantengemeinschaft bis hin zu der bereits genannten Superdiversity, von Multikulturalität bis zur Diversity-Strategie. Grob verkürzt geht es in den definitorischen Debatten, die aber deshalb so wichtig sind, weil sie konkretes politisches Handeln beschreiben und bestimmen, immer um das Verhältnis zwischen «Eigenem» und «Fremdem», um dessen Abgrenzung voneinander, um den Schaden, den diese Abgrenzung auslösen kann, um den Schaden, den das Verwischen der Differenzen anrichtet, um das Erkennen des Eigenen im Fremden und des Fremden im Eigenen, und um das mögliche sukzessive Verschwinden dieser Unterscheidung.

Gesellschaftspolitisch gewendet: Geht es um Integration als politische Leitlinie - und das heisst in der bisherigen Praxis: Integration des Fremden in das bisherige Werte- und Politiksystem? Diese funktionierte in aller Regel (wenn sie «funktionierte»!) wie eine Einbahnstrasse: Integration ist gelungen, wenn das Fremde abgeschliffen ist.

Oder bleibt Respekt vor dem Unterschied: Ist die Mehrheitsgesellschaft bereit, sich auf die Minderheit, die aufgenommen werden soll - und die Aufnahme soll ja nach allen Regeln der Gleichbehandlung erfolgen -, auch einzulassen und Werte, Leitkulturen, Traditionen, Verhaltensweisen der Fremden mit zu übernehmen? Welche Grundwerte sind so konstituierend, dass sie

für alle, gleichgültig welcher kultureller Herkunft, im gemeinsamen Leben verbindlich sind? Welcher Spielraum bleibt für die Differenzen?

In bestimmten Fragen sehen Europäer wohl keinen Spielraum, was z.B. die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder bestimmte Ehrencodices (Ehrenmord!) anbelangt, die für europäische Kultur sicher nicht verhandelbar sind. Die Auseinandersetzung mit Prinzipien der Scharia, die in manchen arabischen Communities unserer Städte durchaus Beachtung und Berücksichtigung finden, oder die Debatten um weltweite Geltung der Menschenrechte (und wenn ja, welcher?) lassen die Komplexität dieser Herausforderung ahnen.

Ist es nicht gerade das kulturelle Leben, das die dringend erforderlichen Spielräume ermöglicht? Das die Bewahrung des Eigenen im Fremden möglich macht? Es ist ja der Nährboden für kulturelle Lebendigkeit und Innovation, wenn Verschiedenartigkeiten, wenn Differenzen, wenn unterschiedliche Positionen aufeinanderstossen, dabei Konflikte durchaus nicht meidend. Mit dem Konzept der kulturellen Vielfalt als Leitidee steht ein ganz anderes Modell zur Debatte: Nicht um Ineinanderaufgehen geht es, wie bei Integration, sondern um Diversity. Und wenn wir diesen Begriff richtig in unsere Sprache übersetzen, so müssen wir das mit zwei Begriffen tun, wenn wir das ausdrücken wollen, was die Unesco mit ihrer «Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt» versuchte<sup>13</sup>: Diversity bedeutet Vielfalt und Differenz, nicht um deren Ausblenden, so wie es naiver Multi-Kulti-Seligkeit vorgeworfen wurde.<sup>14</sup>

An diesem Punkt geht es keineswegs um eine nur theoretische Debatte; denn sie hat konkrete Konsequenzen z. B. für Kulturförderung als wesentlichem Teil von kulturpolitischem Handeln: Fördern wir kulturelle Aktivitäten von Communities, die mit ihren Aktivitäten ihre traditionellen kulturellen Besonderheiten pflegen und bewahren wollen und sich damit ihr Eigenes, uns Fremdes bewahren, was manche mit dem Etikett «Reethnisierung» versehen? Oder fördern wir nur - und dazu hatte sich der Berliner Migrationsbeauftragte entschlossen -, wenn gemeinsame Aktivitäten verschiedener Kulturen ermöglicht werden sollen? Und damit dem Afghanischen Kulturzentrum seine Basis

13 UNESCO heute. Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission. (1-2/2002), S. 2.

14 Zur Vertiefung: Kolland, Dorothea: Diversity - Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz, in: Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur, S. 231-244.

entzog, das seine Aufgabe darin sieht und hinreichend damit zu tun hatte, die verschiedenen afghanischen Ethnien über viele Jahre (und viele Kriege!) zu friedlichen Begegnungen zu führen und das hervorragende Flüchtlings- und Kulturarbeit machte.

## Kompetenz der Weltbürger: Summe der Erlebnisse und Erfahrungen

Um einen persönlichen Strich unter die Aufgabe der Definition zu ziehen und eine lange, lange und oft unfruchtbare Diskussion damit rabiab abzukürzen: Ich möchte von «*Interkultureller Kultur*» sprechen, die Kulturpolitik und Kulturarbeit meint, die auf der Basis von Chancengleichheit und Achtung auf Teilhabeberechtigung Kultur unterschiedlichster Herkünfte und Ausprägungen möglich macht und für deren Dialog – deshalb ist das «Inter» wichtig – eine Plattform und Ressourcen bereitstellt. Ich greife dabei Elemente des Konzepts der Integration auf, insbesondere das des Primats der Chancengleichheit, und zugleich halte ich kulturelle Konzepte ohne die Fruchtbarkeit der Debatte, den Zündstoff der Vielfalt für rückwärtsgewandt. Die Bestimmung von Kulturarbeit kann sich nicht damit begnügen, wertekonservierend das Existierende zu bewahren, sondern muss neue Pfade suchen, neue Räume erobern.

Ich sprach von Potenzialen, die Kultur- und Gesellschaftspolitik gewinnt, wenn sie die Vielfalt von Migration nicht nur als Belastung, sondern als Chance wahrnimmt. Können sie greifbar gemacht werden?

Zur 650-Jahr-Feier meines Bezugspunktes Neukölln, der von aussen oft als Hot Spot von Elend, Kriminalität und Armut wahrgenommen wird, weil die Medien ihm vorurteilshaft und oberflächlich dieses Image verpasst haben – kräftig dabei unterstützt von dessen Bürgermeister Heinz Buschkowsky, der gern über das Unglück herzieht, das mit der Migration über sein glückliches Neukölln herabgestürzt sei –, erarbeiteten wir ein Projekt, das genau diese Potenziale sichtbar machte: Die «Neuköllner Weltbürger». Mit der Idee des «Weltbürger-Projekts» wurden nicht 650 Jahre vergangene Jahre Geschichte dargestellt, sondern versucht, die Weltgeschichte als Summe des Erlebten derer zu betrachten,

die diese, heute in Neukölln lebend, nach Neukölln mitbrachten, damit die Erlebnisse und Erfahrungen derer bereichernd, ergänzend und kontrastierend, die hier schon länger leben. Mit diesen Erfahrungen, Kompetenzen und manchmal auch traumatischen Erfahrungen prägen sie alle, die Autochthonen wie die Allochthonen, die neue Identität Neuköllns heute.

Die Erfahrungen sind nicht nur vielfältig, sie sind auch widersprüchlich und haben viele Facetten. Gleiche historische Ereignisse können rund um den Globus sehr unterschiedliche Erfahrungen auslösen – wie etwa der Vietnamkrieg, der bei vielen US-Amerikanern, Nord- und Südvietnamesen (oder Schweizern) unterschiedliche Sichtweisen auslöste und konträre Wertungen erfuhr, oder der Mauerfall, der für West- und Ostberliner sehr unterschiedliche Bedeutungen hatte – ganz zu schweigen von den Arbeitsmigranten aus der Türkei oder aus Angola. Diese Erfahrungen – und viele andere! – stossen in Neukölln aufeinander, nicht immer konfliktfrei. Sie bringen aber unserem Bezirk auch Kompetenz und Konfliktfähigkeit, denn sie mussten bewältigt werden – und diese Bewältigung bedeutet Kompetenzgewinn. Zur Erinnerung: Neukölln mit seinen mehr als 160 Nationalitäten ist von Diversität geprägt. Und Diversität bedeutet Vielfalt und Differenz, besagt also nicht Konfliktfreiheit, aber Vielfältigkeit und ist somit ein grosses Erfahrungsfeld für interkulturelle Kompetenz.<sup>15</sup>

## Interkulturelle Kompetenz: Fähigkeit zur Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation

Psychologen, Pädagogen und Soziologen befassen sich zunehmend mit diesem Zauberwort, gerade wenn es um Zukunft geht und um die heute jungen Menschen, die sie einst bestimmen werden. Die interkulturelle Kompetenz spielt dabei eine grosse, hoffnungserfüllte Rolle: Jugendliche der Zweiten und Dritten Migrantengeneration «erweisen sich als kreative Schöpfer von

15 Vgl. Kolland, Dorothea: Konstituierung von Zukunft: Die «Weltbürger», in: Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur, S. 299-308.



Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden», beschreibt der Sozialpsychologe Heiner Keupp diese wichtige Lebensphase.<sup>16</sup> Navid Kermani, iranischer Deutscher und einer der provokanten Vordenker, nennt diese interkulturelle Kompetenz «die Fähigkeit, Konflikte zu führen, und zwar gelassen, nüchtern und pragmatisch».<sup>17</sup>

Jeder hat selbst diese Potenziale erahnt, wenn er an den Kompetenzgewinn denkt, den Erfahrungen in anderen sozialen Kontexten und Kulturen mit sich bringen, beginnend allein schon mit dem möglichen Kompetenzgewinn durch Reisen: Gewinn an Wissen, an Schärfung der Wahrnehmung, an neuen Perspektiven, an sozialen Erfahrungen im Umgang mit anderen Menschen, Erkenntnis eigener Möglichkeiten, aber auch Grenzen. Die konkreter und präziser werdende Forschung über «interkulturelle Kompetenz» – hervorzuheben ist die amerikanische Forscherin Darla Deardoff, die über die Bertelsmann-Stiftung auch in Europa bekannt wurde – entwickelte folgende Erkenntnis: Es geht nicht nur um Wissen, sondern um ein relativ kompliziertes Beziehungsgefüge:

«Vielmehr sind Kernelemente eines umfassenden kulturellen Wissens je nach interkulturellem Kontext das Verstehen fremder Weltansichten, ein Verständnis für die historische bzw. religiöse Begründung von Normen, Werten und Lebensweisen sowie das soziolinguistische Bewusstsein für das Verhältnis von Sprache und Bedeutung in der Kommunikation.»<sup>18</sup> Kompetenzen sind weniger eng auf Anforderungen von Berufen, Fähigkeiten oder Tätigkeiten bezogen, sondern auf allgemeine Dispositionen von Menschen zur Bewältigung bestimmter lebensweltlicher Anforderungen. Dazu zählt die menschliche Fähigkeit zur Teilhabe an gesellschaftlicher Kommunikation.

Kulturelle Praxis in all ihren Schattierungen – ob Produktion oder Präsentation – ist Kernbereich dieser gesellschaftlichen Kommunikation. Die Teilhabe fordert das Einlassen auf fremde Weltansichten, ja sie ermöglicht sogar deren «Einübung», verarbeitet doch Kunst wesentlich öfter, als dies gemeinhin vordergründig zu erkennen und allgemein bewusst ist, genau diese Grenzerfahrungen und -überschreitungen. Interkulturell kompetente Künstler forderten und fordern ihr Publikum, interkulturell kompetentes Publikum begegnet den Grenzerprobungen und -kollisionen mit grösserer Gelassenheit als diejenigen, die nur die Weltansichten ihrer engen sozial-kulturellen Herkunft und Umgebung gewohnt sind: Welterfahrung schafft Kompetenz.

Sie schafft jedoch nicht zwingend soziale Kommunikationskompetenz und Neugier, wie Erfahrungen mit den sogenannten «Expats» zeigen, die mittlerweile auch zum Forschungsgegenstand geworden sind. Die mit dem Bologna-Prozess geförderte Internationalisierung des Studiums fordert eine bessere Prognose und Evaluierung eines erfolgreichen Studierens und Arbeitens in einer anderen Kultur – und auch die Frage danach, was für wen erfolgreich ist. In den Fokus dieser neuen Meta-Disziplin sind auch die Expats geraten, inzwischen selbstverständlicher Teil der Belegschaft multinational aufgestellter Konzerne mit hoher fachwissenschaftlicher oder -technischer Erwartung. Das Interesse reicht aber meist nur bis an die Konzern- oder Universitätsgrenzen und fragt nach der Effektivität des Auslandsarbeits- oder Studienplatzes. Neben die Evaluierung der fachlichen und methodischen Fertigkeiten, Fähigkeiten und Qualifikationen mit ihrer Bedeutung für die Beschäftigungsbefähigung beginnt aber ganz vorsichtig die Frage nach der «interkulturellen Kompetenzbiografie»<sup>19</sup> als Ausdruck der Persönlichkeitsentwicklung zu treten – und die Frage danach, wie diese sein könnte / worin diese bestehen könnte.

Es führt hier zu weit, diesen Punkt ausführlich zu erörtern. Ein Befund erscheint mir aber unter dem Aspekt der möglichen In- oder Exklusion vom kulturellen Leben des zeitweisen Gastlandes spannend: Für gelingende interkulturelle Kontakte scheint es – nach dem Dortmunder Forscher Werner Pelzer, dessen Spezialgebiet trans- und interkulturelle Kompetenzen

16 Keupp, Heiner: Engagement und Teilhabe als Ressourcen der Identitätsgewinnung in spätmodernen Gesellschaften, (Vortrag, gehalten am 23.2.2008), [www.ipp-muenchen.de/texte/keupp\\_hessen\\_08.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_hessen_08.pdf) (zuletzt angesehen am 12.6.2013).

17 Navid Kermani, zit. in der Süddeutschen Zeitung vom 29.5.2009, S. 12.

18 Vgl. Interkulturelle Kompetenz – Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts? Thesenpapier der Bertelsmann Stiftung auf der Basis der Interkulturellen-Kompetenz-Modelle von Dr. Darla K. Deardoff, Güterloh 2006, S. 9. [http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms\\_bst\\_dms\\_17145\\_17146\\_2.pdf](http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_17145_17146_2.pdf) (zuletzt angesehen am 27.7.2013).

19 Vgl. Müller-Pelzer, Werner: Evaluation von transkulturellen und interkulturellen Kompetenzen, 2009. <http://www.yumpu.com/de/document/view/5723078/evaluation-von-transkulturellen-und-interkulturellen-kompetenzen> (zuletzt angesehen am 27.7.2013).

sind –, deshalb «unentbehrlich, die ›Erdung‹ durch leibliche Kommunikation in einbettenden und explikationsfähigen Situationen festzuhalten als den Gegenpol zu griffigen, den relevanten Sachverhaltskern fixierenden Konstellationen. Die meisten Autoren, die sich in der Vergangenheit mit dem Thema der interkulturellen Kommunikation beschäftigten, haben aus verständlichen Gründen das reflexartige Beharren auf dem Vertrauten und Üblichen und die Abwehr des Ungewohnten und Fremden der Kritik unterzogen, weil diese Einstellung als Ursache von Fremdenfeindlichkeit und Überheblichkeit ausgemacht worden war.

## Und wo bleibt das Eigene?

Inzwischen ist aber von anderer Seite eine nicht weniger bedrohliche Entwicklung zu verzeichnen: die Attitüde einer vagabundierenden, weitgehend bindungslosen und bindungsunfähigen Managerklasse, die gleichsam auf den Verbindungslinien eines weltweit gespannten Netzes der Konstellationen surft, das keinen Ursprung und kein Ziel hat und von jedem Punkt aus konstruierend variiert werden kann. Diese alle Länder einbeziehende neue Klasse emanzipiert sich zunehmend von der Fähigkeit, sich von etwas so betroffen zu lassen, dass es zu einer Auseinandersetzung mit dem Neuen und Überraschenden kommt, die Spuren in der Subjektivität hinterlässt. Mit der Überzeugung, die Fassung zu lockern bzw. sie zu verlieren, sei «un-cool», verhärtet sich die Grenze zwischen persönlicher Eigenwelt und persönlicher Fremdwelt.»<sup>20</sup>

Möglicherweise sind diese Beobachtungen auch an einem Teil der Basler Expats zu verifizieren, wie aus der Debatte über die schwierige Kommunikation bzw. die divergierenden Erwartungshaltungen zwischen den Alt-Baslern und den «Expats» entnommen werden könnte. Diese Debatte gilt es, in der Kulturlandschaft zu beginnen und vertieft zu führen.

An dieser Stelle möchte ich mich auf ein ganz anderes Glatteis begeben, das aber mit dieser Debatte verbunden ist: Ich weiss, dass viele, die diese Aufforderung der Öffnung in die Fremde, in das Fremde vernehmen, sich im Stillen oder auch laut fragen: Und wo bleibt das Eigene? Wo bleibt unsere Tradition, das kulturelle Erbe unserer Region, unseres Landes, unserer Heimat?

Es kann selbstverständlich nicht nur darum gehen, das Andere zu achten, sondern auch darum, das Eigene zu kennen. Im Sinne von Diversity als Differenz ist Basiswissen über die eigenen ästhetischen Systeme wichtig. So wie in Berlin Koreaner sehr bemüht sind, ihren Kindern die spezifischen koreanischen Trommelklang- und -rhythmusmuster zu vermitteln, so bestehe ich als (mittel)europäisch geprägte Musikwissenschaftlerin und -liebhaberin in allen bildungspolitischen Diskussionen darauf, dass europäische Kinder etwas von europäischen Tonsystemen, Mehrstimmigkeit und Klangwelten gehört haben müssen: Der Erkenntnisgewinn der Differenz ist nur möglich, wenn das eigene System bekannt ist. Die Möglichkeit, in deutschen Schulen – ich hoffe, in der Schweiz ist das ganz anders – auch nur ein erträgliches Mindestmass an kultureller Bildung und ästhetischer Erziehung, die eigene Kultur betreffend (von anderen gar nicht mehr zu reden) zu realisieren, ist aufgrund anderer Schwerpunktsetzungen – siehe Pisa! – gefährdet, schöne punktuelle Projekte kultureller Bildung ändern daran nur wenig.

Als Beispiel eine Konzertsituation in der Berliner Philharmonie: Der indische Dirigent Lior Shambadal, der in einem Konzert in Berlin das Publikum animieren wollte, gemeinsam Mozart-Kanons zu singen, scheiterte. Noten von zwei Mozart-Kanons auf die Texte «Leck mir den Arsch fein recht schon sauber» und «Bona nox! bist a rechta Ox» wurden ausgegeben mit der Bitte an das Publikum, mitzusingen. Es versagte jämmerlich, ja auf Shambadals Frage, wer überhaupt Noten lesen könne, meldete sich kaum ein halbes Dutzend. «Die Chinesen», sagte Shambadal tadelnd (...), «hätten das vom Blatt singen können».<sup>21</sup>

Ich gehöre zu den Verteidigern des Drei-Sparten-Theaters, ich bin dafür, es in die Liste des immateriellen Weltkulturerbes aufzunehmen. Selbstverständlich muss europäische (und für mich als Deutsche) deutschsprachige Kunsttradition in den entsprechend staatlich finanzierten Kultur- und Bildungsinstitutionen ihren

20 Ebd., S. 10.

21 Berliner Zeitung, 2.1.2006.

Platz haben, und zwar auf einem möglichst hohen qualitativen Level. Dies gilt durchaus auch für populäre Kultur, etwa für Volksmusik und -theater. Manchmal schaue ich – als geflohene Bayerin – nachts neidisch Bayern 3 im Fernsehen, wenn dort Volksmusikexperimente gemacht werden, wenn junge Leute sich in neuverstandener und -angefasster Blasmusik versuchen. Das hat nichts mit Florian Silbereisen oder Maria & Margot Hellwich zu tun, sondern mit Kompetenz und Neugier auf musikalische Traditionen, die gar nicht abgenutzt klingen.

Ob allerdings alle Gewohnheiten und Riten unseres dominierenden bürgerlichen Hochkultur-Lebens so und nicht anders Bestand haben müssen, ist zu hinterfragen. Ob die feierlich-ernste, andächtige Haltung, in die wir in Konzerten einzunehmen haben, dieses nicht Flüstern, Rascheln, Husten dürfen (es sei denn wir lassen uns auf bitterböse Blicke ein), oder ob die Riten einer Vernissage immer und ewig Bestand haben sollten, das gilt es wohl zu überdenken. Sie tragen erhebliche Verantwortung an dem rituell exkludierenden Charakter dieser Ereignisse, wesentlich mehr als die Potenziale der Kunst, um die es gehen soll. Der Kultursoziologe Mark Terkessidis beschrieb sehr anschaulich einen Theaterbesuch mit seinem aus Griechenland stammenden Vater, der sich – obwohl er das Bühnengeschehen durchaus akzeptabel fand – total eingezwängt und festgenagelt fand: Nicht einmal ein Glas Wein habe er trinken können! (Übrigens – vor 120 Jahren trank man in der Mehrzahl der Konzerte der Berliner Philharmoniker noch seinen Wein oder sein Bier).

Es geht auch anders: Erfolgreich praktizieren die Berliner Philharmoniker ihre «Lunchkonzerte», immer dienstags bei freiem Eintritt, mit Möglichkeit eines Imbiss (während des Konzerts!) für die Business-Klasse des Potsdamer Platzes; das Deutsche Sinfonie Orchester (DSO) erfand die «Casual Concerts»: Der Dresscode ist «casual» bei Publikum und Orchester. Casual Concerts beginnen später und bieten eine gute Stunde Musikgenuss, Plätze sind nicht nummeriert. Sie werden vom Dirigenten nicht nur musikalisch geleitet, sondern auch ebenso unterhaltsam wie informativ moderiert.

Beide Konzertformen bescheren den Orchestern ein neues Publikum, nämlich gerade die Business People, die abends keine Zeit haben oder eher zum Fitness Studio gehen. Hier hat es sich gelohnt, die gewachsenen und gehüteten Traditionen zu überdenken und ein anderes Publikum im Auge zu haben. Dies ist

ein erster Schritt zur Öffnung, wenn auch ein kleiner innerhalb der eigenen Klasse. Das Öffnen der Türen und das Ändern von Riten ist noch keine hinreichende Bedingung für die «interkulturelle Öffnung», um die es uns hier geht. Ein viel weitergehender Schritt wäre das Verlassen der heil'gen Hallen dorthin, wo Menschen leben und ihre Freizeit verbringen, die nicht zur «Kundschaft» gehören. Wer je ein Konzert des San Francisco Philharmonic Orchestra im Mission Park in San Francisco vor Tausenden von ungemein bunt gemischten Menschen erlebt hat, die allesamt konzentriert zuhören, picknicken und träumen (trotz spielender Kinder und streunender Hunde), bekommt eine neue Vision von «Kultur für alle». Seit vielen Jahren gibt es mitten in Nord-Neukölln, in dem im Kiez sehr geliebten Körnerpark, an jedem Sommersonntag um 18 Uhr ein Konzert «umsonst und draussen»: Die Musik ist ebenso vielfältig wie das Publikum. Bei kaum einer anderen Veranstaltung hatte ich so sehr das Gefühl, tatsächlich ins Herz der Neuköllner in ihrer Diversity vorgestossen zu sein.

## Nicht (nur) Verordnungen, sondern (auch) eine stille Kosten-Nutzen-Erwägung löst Paradigmen- und Strategiewechsel sowie Veränderungen aus

Welchen Weg sollen wir wohin einschlagen? Wollen wir uns *politically correct* verhalten und Vorgaben und Verordnungen erfüllen? Sicher, manchmal muss man dies, gerade innerhalb des öffentlichen Dienstes. Aber allein dieser Gehorsam führt nicht weit, auch wenn manchmal ein gewisser Zwang wie eine Quotenregelung zwar lästig, aber voranbringend ist.

Mindestens ebenso wichtig ist die Einsicht und die Überzeugung, dass es nicht um Verzicht oder Opfer, sondern um Zugewinn, um ein Surplus für alle Seiten geht, dass uns Potenziale der Diversity zur Verfügung stehen, die erschlossen und genutzt werden können, und von deren Öffnung alle Seiten profitieren. Ich bin überzeugt, dass vor allem eine geheime, stille Kosten-Nutzen-Erwägung tatsächlich Paradigmenwechsel, neue Strategien und Veränderungen der Einstellung



auslöst. Welche Erfahrungen vorliegen, welche Möglichkeiten zu finden sind, wird uns später ganz pragmatisch beschäftigen.

Hier möchte ich zunächst einige grundsätzliche Fragen ansprechen und vor allem auf einen wichtigen konzeptionell-gesellschaftspolitisch relevanten Diskurs zu sprechen kommen, der die einschlägigen auch wissenschaftlichen Debatten beschäftigt:

Etwas holzschnittartig formuliert stehen sich bei denen, die nicht mehr von dem lange Zeit dominierenden Konzept der Assimilation, der Anpassung an das Gastland und an seine Leitkultur ausgehen, also bei denen, die sich ernsthaft auf gesellschaftliche Veränderung durch Zuwanderung einlassen, zwei Positionen gegenüber:

- die Position, die Vielfalt und Differenz als respektiertes kreatives veränderndes Moment achtet und eben die Differenzen auch in ihrer Schärfe zur Sprache bringen will, und
- die Position derjenigen, die gesellschaftliche und damit auch kulturelle Zukunft in der Transkulturalität sehen, die nicht nur ein «Einschmelzen» der verschiedenen Traditionen, Positionen, Erfahrungen, Werte beinhaltet, sondern die etwas Neues gebiert.

## Diversity-Strategie: Vielfalt und Differenz als respektiertes kreatives, veränderndes Moment achten und eben auch die Differenzen in ihrer Schärfe zur Sprache bringen

Diese Gegenüberstellung ist keineswegs eine Streitigkeit um des Kaisers Bart oder rein wissenschaftliche Systematisierung, sondern sie hat sehr deutliche konkrete Konsequenzen in der Ausarbeitung von politischen und kulturpolitischen und -praktischen Strategien.

Eine kulturelle Praxis, die ihre Zukunftspotenziale im Bewahren, Qualifizieren, Transzendieren von

Eigenarten des Anderen, Fremden sieht und Lust und Innovation aus der Vielfalt der Weltkulturen repräsentierenden differenten Kulturen zieht, wird in ihrer Präsentations- und in ihrer Kulturförderpraxis auch genau darauf Wert legen. Nicht ganz weit weg von «Orientalismus»-verdächtigem Exotismus und seiner Fremdschreibung, aber keineswegs automatisch in dessen Fallen laufend, wird eine auf Achtung der Diversity fussende kulturelle Praxis Wert auf eben die Differenz legen und diese vermitteln, im Museum wie im Konzert, in Produktion und Rezeption. In der hieraus abgeleiteten Kulturförderung wird das Prinzip der Communities als Form ethnisch-kultureller Selbstorganisation ernst genommen: In Communities finden sich Menschen zusammen, die ihre gesellschaftlichen Konventionen und Erfahrungen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Kulturtraditionen, ggf. ihre Religion so wertschätzen, dass sie sich im Migrationsland immer wieder dieser gemeinsamen Traditionen vergewissern wollen. Oft liegen diesem Bedürfnis Erfahrungen von Exklusion, Einsamkeit oder Xenophobie zugrunde, oft erwacht auch in der Zweiten oder Dritten Migrantengeneration das Bedürfnis nach Erforschung (fremd gewordener) familiärer, ethnischer oder kulturellen Wurzeln. Diese Community-Bedürfnisse können im schwierigsten Fall zu die vorgefundene neue Gesellschaft ausgrenzenden Einbunkerungsmentalitäten und zu Getto-Verhalten führen, in den häufigeren Fällen sind sie eine zeitweise Heimstatt – am Sonntag im vertrauten Gottesdienst, in der Männergesellschaft der Moscheen, beim Feiern traditioneller Feste, als Möglichkeit, den Kindern auch die Sprache der Herkunft oder die Musik (Koreaner!) beizubringen. Oft sind diese Bedürfnisse auch in unterschiedlichen Lebensabschnitten unterschiedlich stark relevant.<sup>22</sup>

Sehen wir Sinn in diesem Rückversicherungsbedürfnis in eigenen Traditionen, so werden wir dieses auch unterstützen: Ein Förderantrag, der der musikalischen Gestaltung eines New Roz-Festes dient, die Pflege von Kostümen einer Tanzgruppe, die Veranstaltung einer nationalen Filmwoche, Autorenlesungen muttersprachlicher Schriftsteller – viele Formen der Unterstützung sind denkbar; allerdings für mich jeweils unter der Voraussetzung, dass die Veranstal-

22 Die kanadische Gesellschaft spiegelt diese partielle Rückbindung an die Herkunft und zugleich die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen bis heute bilderbuchmäßig wider.

tungen nicht im «closed shop» eines selbsterrichteten Gettos stattfinden und Möglichkeiten der Begegnung gewährleistet sind. Weitere Bedingung: Qualifizierungs- und Entwicklungspotenzial sollte erkennbar sein – und dieses wäre dann auch zu unterstützen. In der Praxis schwierig ist es oft mit und für Communities aus dem arabisch-islamischen Kontext, stehen sie doch – zumindest in Deutschland – allzu schnell unter dem Generalverdacht des Fundamentalismus und der Terrorismuskontakte. In einer grossen Studie hat die Politikwissenschaftlerin Naika Foroutan von der Humboldt-Universität diese Haltung nachgewiesen und als tatsächliches Integrationshemmnis identifiziert.<sup>23</sup>

Die Aktivisten dieser Community-Inseln, die oft grossartige Arbeit für ihre Ko-Patrioten leisten und die durchaus in der Lage sind, Kommunikationsnetzwerke über kommunale oder regionale Landschaften zu spannen und die meist die Partner für «Migrationsbeiräte» o.ä. sind, dienen letztendlich dem Erhalt von Differenzierungen. Der sogenannte «interkulturelle Dialog», der ja auf dem «zur Sprache bringen» von Differenz basiert, kann Ausgrenzung bestärken, weil er ja das «Andere» zum Ausgangspunkt nimmt und zur Aufgabe erwählt hat. Gegner dieser Community-Orientierung und -praxis werfen ihr «Reethnisierung» vor, weil sie Menschen im Migrationskontext davon abhalte, sich in das Abenteuer des Neuen zu stürzen. Letztendlich war dies ein entscheidender Ausgangspunkt der Entwicklung des «postmigrantischen Theaters», in dem kulturelle Herkunft und Prägungen ausser Acht gelassen werden sollten und auf die Power und Kreativität der Persönlichkeiten gesetzt werden sollte, so wie diese in einer gegenwärtigen bunten Gesellschaft aufgewachsen und geprägt waren. Diese Akzentuierung war ein wichtiger Impuls insbesondere für die Theaterszene<sup>24</sup> und ein Schritt zur Realisierung des Eigenwillens. Das prinzipielle Ausser-acht-lassen der kulturellen Prägungen der Herkunft ist jedoch von der Praxis insofern überholt, als diese selbstverständlich in das Hier und Heute des Lebens hineinreichen und jeden Menschen auf ihre Weise prägen, auch wenn er weit weg von Community-Sehnsüchten lebt.

## Transkulturalität: Konstituierung einer neuen Lebenswelt

Setzt das eben beschriebene Modell auf interkulturelle Kommunikation unter Beachtung der Grenzen zwischen einzelnen kulturellen Gruppierungen, um im gemeinsamen Diskurs zu einer zukunftsfähigen Gesellschaft zu kommen, so weist das Konzept der Transkulturalität auf die Überlebtheit hin, von in sich homogenen unterschiedlichen Kulturen auszugehen. «Die Kulturen haben de facto nicht mehr die unterstellte Form der Homogenität und Separiertheit», stellt der Gesellschaftswissenschaftler Wolfgang Welsch fest, der die Theorie der Transkulturalität als die der globalen Weltbewegungen angemessene entwickelt hat.<sup>25</sup> Sie geht von umfassender Offenheit der möglichen kulturellen Sphären untereinander aus, die nicht ab- oder ausgrenzen, sondern eine Vielfalt individueller Lebensformen zulassen, deren Ideal Verflechtung, Durchmischung und Gemeinsamkeit ist.

Der Bildungsforscher Asit Datta formuliert dies so: «Transkulturalität ist (...) eine weiterführende Perspektive, da sie (...) über den traditionellen Kulturbegriff hinaus- und durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht. (...) Auf der Mikroebene von Individuen bedeutet Transkulturalität, dass die individuelle Entwicklung durch mehrere kulturelle Herkunft und Verbindungen in Richtung auf eine interne Pluralität beeinflusst ist. (...) Aufgabe des Subjekts ist es dann, seine Identität auszuhandeln, Kultur subjektiv zu konstruieren.»<sup>26</sup>

23 Foroutan, Naika: *Muslimbilder in Deutschland: Wahrnehmungen und Ausgrenzungen in der Integrationsdebatte*; Expertise im Auftrag der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 2012.

24 Vorangetrieben und formuliert insbesondere im Team des HAU in Berlin um Matthias Lilienthal und von Shermin Langhoff weiterentwickelt im Ballhaus Naunynstraße, Berlin-Kreuzberg.

25 Welsch, Wolfgang (Magdeburg/Stanford): *Transkulturalität* (ursprünglich publiziert 1995). Hier zitiert aus *Forum für Interkultur*: [http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx\\_textdb/28.pdf](http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf), S. 2 (zuletzt angesehen am 24.7.2013).

26 Datta, Asit: *Transkulturalität und Identität: Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion*, Frankfurt a. M. 2005, S. 157.

Es geht hier nicht mehr um das «Zwischen den Stühlen sitzen», wie lange die Situation gerade der Zweiten Migrantengeneration beschrieben wurde, sondern um eine neue Lebenswelt. Konkrete Manifestation dieser Theorie und der Bemühung um transkulturelle Identitätsfindung ist für mich eine grösser werdende Gruppe junger, vorwiegend islamischer junger Intellektueller, die sich «Neue Deutsche» nennen oder sich zu «Deutsch plus» zusammengeschlossen haben und die mit grossem Selbstbewusstsein ihre interkulturelle Kompetenz und ihre Erfahrungen des Lebens in mehreren Kulturen als wichtige Bereicherung des Deutschseins einbringen.<sup>27</sup>

An diesem Prozess zur Transkulturalität sind alle beteiligt, er prägt und verändert die gesamte Gesellschaft. Das dominante «ihr» und «wir» als Gegenüberstellung wird abgelöst von einem «Wir», das nicht mehr fragt: «Woher kommst du?» Es geht nicht mehr um mehr oder weniger uniforme ethnisch-kulturelle Gruppen, wie sie sich etwa noch in den tradierten Communities formiert haben, sondern im Mittelpunkt steht das Individuum, das seine Patchwork-Identitätsfindung in diesem riesigen Netz der Normen, Kulturen, und Ethnien vollzieht: «Aus den separaten Einzelkulturen des klassischen Kulturbegriffs (...) entsteht (...) keine Globalkultur, keine uniforme Weltkultur, sondern Individuen und Gesellschaften, die transkulturelle Elemente in sich tragen. Die Kombination von verschiedenen vertikalen und horizontalen Elementen verschiedener Herkunft macht so jedes Individuum transkulturell.»<sup>28</sup> – so differenziert Wikipedia Transkulturalität von multikultureller Weltkultur. Oder, wie es die Frauenrechtlerin und Gesellschaftspolitikerin Seyran Ates formuliert: «Die multikulturelle Werte-Orientierung ist darauf ausgerichtet, dass Kulturen sich nicht überschneiden, begegnen, berühren. Eine transkulturelle Identität lebt davon, dass Kulturen Schnittstellen haben und aus verschiedenen Kulturen Gemeinsames und Neues entsteht. Kurz: Im Multi-Kulturalismus wird die Differenz gefeiert. Im Trans-Kulturalismus wird nicht die Differenz gefeiert, sondern die Vereinigung verschiedener kultureller Identitäten in einer Person.»<sup>29</sup>

Julia Kristeva, die grosse europäische Sprach- und Kulturphilosophin, sieht die Menschen des zukünftigen Europas als «mehrsprachige, kaleidoskopische Individuen». Schon heute sei es für viele junge Menschen selbstverständlich, viele Sprachen zu sprechen und sich jenseits klarer Grenzen zu bewegen.<sup>30</sup> In Zeiten globaler Migration dürfte diese Prognose weit über Europa hinaus gelten, mit entsprechender Vervielfachung der Kaleidoskop-Facetten.

## Der Dritte Raum im Spannungsfeld zwischen Identität und Differenz (Homi Bhabha)

Wenn wir diese Möglichkeit und Perspektive der Transkulturalität akzeptieren, so akzeptieren wir damit auch die Notwendigkeit von Räumen und Foren, in und auf denen sie erprobt werden und sich entfalten können. Die Erfahrung von kulturellen Differenzen löst sich in Patchwork-Identitäten<sup>31</sup> auf, die, je vielfältiger und gravierender diese Brüche sind, umso bunter und vielfältiger sein werden. Ein Gelingen dieses komplizierten Weges ist nicht zuletzt abhängig vom erfolgreichen Einsatz um «Zugehörigkeit und Ausschluss» und um Anerkennung als Voraussetzung von Lebenssouveränität. Hier setzt eine mögliche aktive Rolle von Kulturarbeit und Kulturpolitik ein: eben die Schaffung von Foren und Räumen, mit und in denen wir teilhaben wollen an der «fragilen Politik der Anerkennung des Anderen», wie dies der amerikanische Philosoph und Kulturwissenschaftler Homi Bhabha, indisch-parsischer Herkunft, einer der Theoretiker des Postkolonialismus entwickelt hat. Bhabha sieht einen *dritten Raum* (third space), der im Spannungsfeld zwischen *Identität* und *Differenz* entsteht und beschreibt das Bild eines Ortes, an dem sich *Differenzen* ohne Hierarchisierung treffen:

«Das Treppenhaus als Schwellenraum zwischen den Identitätsbestimmungen wird zum Prozess symbolischer Interaktion, zum Verbindungsgefüge, das

27 Vgl. [www.heyamat.hu-berlin.de/neue\\_deutsche/](http://www.heyamat.hu-berlin.de/neue_deutsche/) [www.deutsch-plus.de/](http://www.deutsch-plus.de/) (zuletzt angesehen am 25.7.2013).

28 <http://de.wikipedia.org/wiki/Transkulturalit%C3%A4t> (zuletzt angesehen am 3.6.2013).

29 Publik-Forum, Zeitung kritischer Christen, Oberursel (3/2008).

30 <http://www.tagesspiegel.de/wissen/vortrag-liebe-zum-fragezeichen/3924506.html> (zuletzt angesehen am 3.6.2013).

31 Keupp, Heiner u.a.: Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg 1999.

den Unterschied zwischen Oben und Unten, Schwarz und Weiss konstituiert. Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, dass sich Identitäten an seinem oberen und unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene Hierarchie gibt.»<sup>32</sup>

Die Patchwork-Persönlichkeiten, die kaleidoskopischen Individuen, die hierarchiefreie Möglichkeit der Entwicklung eines Neuen, die kulturelle Hybridität: Diese zum Teil bereits sich realisierenden Visionen deuten ein weites Feld für künstlerische Aktionen und vor allem für die Schaffung von Rahmenbedingungen an, die diese Visionen in der konkreten gesellschaftlichen Realität verorten – sofern und soweit wir sie zulassen wollen. Der immaterielle «Dritte Raum», der in der Interaktion und Kommunikation zwischen Menschen entsteht, bedarf des Schutzes und der Pflege, um sich entfalten und stabilisieren zu können. Im Umfeld der Kultur und der Künste bestehen mehr Möglichkeiten der Freiheit und des Experiments als in anderen Lebens- und Produktionsbereichen, zumal uns die Zweckfreiheit der Künste eine (ideologiegeschichtlich abgesicherte) Herzensangelegenheit ist.

Wir verfügen über die Setzungen der Rahmenbedingungen, Innovation entstehen und Neues wachsen zu lassen – und über die schwer beweglichen Strukturen, dieses zu verhindern. Nicht Kulturpolitik, nicht die Kulturinstitutionen generieren das Neue – das sind die künstlerischen Kräfte; aber jene können durch Absicherung und Förderung von Experimenten und Prozessen einwirken, und sie tragen dafür Verantwortung, dass «Treppenhäuser» im Sinne Bhabhas ihre Räume und Zuständigkeiten durchdringen. Die Bereitstellung von hierarchiefreien, offenen und geschützten Orten – konzeptioneller, gedanklicher, künstlerischer, real gebauter Art – ist Konsequenz dieser Haltung und für mich entscheidender Kern eines neuen Infrastrukturdenkens für den kulturellen Sektor: Höher, schneller, weiter, prächtiger – dies kann nicht die Zukunftsvision von verantwortlichen Kulturmanagern und -politikern sein; die Offenheit und die Bereitschaft, diese Räume zu öffnen, loszulassen, abzugeben, sie mit verbinden-

den und sichernden Netzen und mit «Treppenhäusern» durchwirken zu lassen, scheint mir wesentlich bedeutender. Manchmal müssen reale Räume sogar abgerissen werden, weil sie Neues blockieren.

## Von der schwierigen Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Ich habe versucht, zwei verschiedene Modelle vorzustellen, die aus unterschiedlichen gesellschaftstheoretischen und, in Folge, politischen Analysen und Visionen hervorgegangen sind, und die auch sehr unterschiedliche Modelle von Kulturpolitik zur Konsequenz haben. Erkenntnis von *Transkulturalität und kultureller Hybridität* als offenes Modell, von fern erinnernd an chemische Diffusionsprozesse, grenzt sich deutlich ab von einem *Diversity-Modell*, in dessen Zentrum die Achtung der Vielfalt und der Differenz steht, und in der die Akzentuierung von Fremdheiten und deren Sich-aneinander-Reihen wesentliche Produktivkraft für Innovation ist.

Nun kommt für mich die Stunde der Wahrheit: Ich weigere mich, zu entscheiden, welches der beiden Modelle als Basis für interkulturelle Öffnung vorzuziehen ist, wenn ich unsere konkreten Kulturlandschaften vor Augen habe – in Berlin wie in Basel.

Sicher ist die Perspektive der Transkulturalität die zukunftsfähigere und -weisende, und ich bin sicher, dass sie die Philosophie und Realität einer globalen Weltkulturlandschaft abbildet.

Und dennoch plädiere ich für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und für die Quadratur des Kreises: In meiner eigenen Praxis als Kulturmanagerin und Kulturpolitikerin habe ich die Erfahrung gemacht – machen müssen –, dass wir noch weit von hierarchiefreien Räumen entfernt sind, die – Chancengleichheit und Teilhabegerechtigkeit garantierend – von Menschen – gleichgültig welcher Prägung, welcher gesellschaftlichen Position, welcher sozialen Möglichkeiten – chancengleich betreten und genutzt werden können. Auch transkulturelle Räume und kulturelle Hybridität setzen Respekt vor Andersartigkeit voraus. Und es sind noch nicht so viele Menschen, die, eigene Traditionen hinter sich lassend, diese Räume beanspruchen und in ihnen agieren wollen.

32 Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur, Tübingen 2000, S. 5.

Die Gesellschaft ist in Bewegung, auch in einer Bewegung der Generationen: Junge Menschen, die im Patchwork ihrer Umgebung aufgewachsen sind, Menschen, die aus beruflichen Gründen oder weil sie die Neugier trieb - und das sind sehr viele Künstler - über interkulturelle Kompetenz verfügen, bewegen sich schon im «Treppenhaus», andere Menschen, ältere, sozial und/oder in ihren Bildungsmöglichkeiten begrenzt, die in ihrer kulturellen Identität am Eigenen klammern (z.B. aus Lokalpatriotismus, mangelnder Erfahrung oder extrem konservativem Bildungshorizont), weil sie Sorge um dessen Verlust haben oder weil sie, durch Migration gezwungen, das Eigene verloren oder gefährdet sehen, weil sie flüchten mussten und eine Rückkehr zum Früher ständig im Herzen tragen: In der Arbeit mit ihnen das Eigene und das Fremde zu achten, zu hinterfragen und zu konfrontieren ist für mich immer noch eine der möglichen richtigen Strategien der Kulturpolitik - dabei aber das hierarchiefreie, immer wieder neu zu konstruierende Treppenhaus im Sinne habend und die immer wieder sichtbar werdenden Widersprüche wahrnehmend. Es liegt in der Verantwortung der Kulturpolitik, für welche Strategie in welcher Situation man sich entscheidet, will man der globalisierten, internationalisierten Gesellschaft einer Super-Diversity<sup>33</sup> und zugleich der Humanität angemessen agieren: Immer aber sind Teilhabegerechtigkeit und Respekt die entscheidenden Voraussetzungen.

Lassen Sie mich schliessen mit einem Gedanken von Julia Kristeva: «Paradoxe Gemeinschaft ist im Entstehen, eine Gemeinschaft von Fremden, die einander in dem Masse akzeptieren, wie sie sich selbst als Fremde erkennen.»<sup>34</sup>

---

33 Vgl. Steven Vertovec, Max Planck Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften, Göttingen.

34 Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt 1990, S. 213.





# Migration als «kulturelles Kapital»? Überlegungen zur Migrationsgeschichte Basels

Sehr geehrte Damen und Herren

Es freut mich sehr, Ihnen im Rahmen der Tagung «Basel - Interkulturell» einen kurzen Überblick über die Migrationsgeschichte Basels zu geben. In den folgenden Ausführungen wird also nicht die Aktualität des viel gelobten, teilweise aber auch kritisch betrachteten interkulturellen Basels mit seiner als fortschrittlich bewerteten Integrationspolitik im Vordergrund stehen. Vielmehr möchte ich an einzelnen Beispielen den Umgang mit Fremdheit und Differenz in der *Geschichte* Basels beleuchten, um im Anschluss daran einen historisch informierten Blick auf die Gegenwart zu werfen. Dabei gehe ich davon aus, dass Migration nicht nur kulturelle Vielfalt und gesellschaftliche Herausforderung bedeutet, sondern auch eine tragende Säule von Entwicklung und Wohlstand bildet. In Anlehnung an den französischen Soziologen Pierre Bourdieu kann Migration daher als eine Form von «kulturellem Kapital» bezeichnet werden, das nicht zuletzt auch in ökonomisches Kapital transformiert werden kann. Die Migrationsgeschichte Basels zeigt jedoch, dass die historischen Akteure die Migration nicht nur als kulturelle und ökonomische Bereicherung wahrgenommen haben, sondern auch als Bedrohung für Sicherheit, Identität und Arbeitsmarkt, was sich schliesslich in einer ambivalenten Migrationspolitik - hier verstanden als Zusammenspiel unterschiedlicher Politikbereiche wie Niederlassungs-, Einbürgerungs-, Flüchtlings- und Asylpolitik - niederschlug.

Beginnen möchte ich mit einer Fotografie aus der Sammlung des Basler Arztes Carl Friedrich Meyer, die eine Szene am Badischen Bahnhof unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg darstellt.<sup>1</sup> Die Aufnahme zeigt einen gut organisierten und gleichzeitig warmherzig wirkenden Empfang für eine Gruppe von Einreisenden. Die Inszenierung vermittelt ein Bild der Schweiz, das den Vorstellungen einer «humanitären Tradition» gerecht werden möchte: Das Eingangstor in die Schweiz ist festlich geschmückt, das Schweizer Kreuz mit Tannenzweigen umrankt und die Männer und Frauen werden mit «Soyez les bienvenus!» begrüsst. Die Gruppe posiert gar zum Fototermin - zusammen mit Krankenschwestern und einem Arzt. Doch der Schein trügt. So

erinnert das medizinische Personal daran, dass sich die Menschen auf dem Bild einer peniblen und brachialen grenzsanitären Untersuchung unterwerfen mussten, bevor sie in die Schweiz einreisen durften. Sie wurden unter eine mehrtägige Quarantäne gestellt, mussten eine Entlausungskur über sich ergehen lassen und hatten eine Vielfalt weiterer Massnahmen wie etwa die Desinfektion ihrer persönlichen Habe zu gewärtigen.

Was dabei aus heutiger Sicht wohl besonders erstaunen mag: Es handelte sich bei den hier dargestellten Einreisenden nicht, wie vorerst angenommen werden könnte, um Ausländer, sondern um heimkehrende Russlandschweizer, die vor dem Kommunismus geflohen waren und in der Schweiz als hygienisch wie politisch infiziert betrachtet wurden. Daher standen sie unter besonderer Beobachtung der im Zuge des Ersten Weltkriegs neu geschaffenen Institutionen wie der Fremdenpolizei, des Grenzsanitätsdienstes und der Bundesanwaltschaft.



Empfang eines Russland-Schweizer-Zuges auf dem Badischen Bahnhof 1919.

Ich habe dieses Bild nicht nur deshalb gewählt, weil es genau an dem Ort entstand, an dem wir uns heute befinden - also im Badischen Bahnhof - , sondern weil es auch Ausdruck von Ambivalenzen ist, die die baslerische und schweizerische Migrationspolitik charakterisieren: Zum einen vereint das Bild Integration und Abwehr, zum andern verdeutlicht es, dass sowohl integrierende als auch ausgrenzende migrationspolitische Massnahmen je nach Situation ganz verschiedene Gruppen von Einwanderern treffen konnten und können. Weiter entstand die Photographie zur Zeit des Ersten Weltkriegs, der - wie ich noch zeigen werde - wohl wichtigsten Wendemarke in der Migrationsgeschichte überhaupt. Im Folgenden gehe ich nun aber

1 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS) AL 45, 3, 105 ff. Zur Fotosammlung von Friedrich Meyer vgl.: Baur Sarasin, Esther; Dettwiler Walter, im Auftrag des Staatsarchivs (Hg.), Bildgeschichten. Aus der Bildersammlung des Staatsarchivs Basel-Stadt 1899-1999, Basel 1999, S. 122.

chronologisch vor und beginne mit der Zeit bis in die 1870er Jahre.

Das protestantische Basel zählte im 16. und 17. Jahrhundert zu jenen Kantonen, die grosszügig Flüchtlinge derselben Konfession aufnahmen. Dabei profitierte besonders die Stadt – das ist allgemein bekannt – kulturell und ökonomisch von der Zuwanderung der Hugenotten. Im 19. Jahrhundert nahm Basel auch zahlreiche politische Flüchtlinge auf, insbesondere aus Deutschland, teilweise aber auch aus Frankreich. Die Aufnahme und Integration von Flüchtlingen und Zuwanderern ging aber immer auch mit dem Ausschluss anderer Gruppierungen einher. So war die Aufnahme protestantischer Glaubensflüchtlinge in Basel vom Ausschluss der Katholiken und Juden aus der städtischen Gesellschaft begleitet. Zwar bildete die Einwanderung der Katholiken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die erste grosse Massimmigration, doch blieben diese über weitere Jahrzehnte hinweg gesellschaftlich Aussenstehende.

## Kantonale Vielfalt und religiöse Einheit: die Zeit bis 1870

Beharrlich versuchte die Bürgerschaft des Stadtkantons bis in die 1860er Jahre hinein auch die Niederlassung von Juden und Jüdinnen zu verhindern. Die Niederlassungsfreiheit von Juden kam jedoch weniger aus einer freiheitlichen Gesinnung heraus zustande, sondern vor allem auf internationalen politischen und ökonomischen Druck. Allerdings, so sei hier vorweggenommen, änderte sich die antijüdische und antisemitische Haltung gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Basel und die Stadt wurde mit den Zionistenkongressen, mit denen sie sich als Kongressort zu etablieren begann, zu einem zentralen Ort jüdischen Denkens. Theodor Herzl sollte im Jahr 1897 sogar festhalten, dass er in Basel den Judenstaat gegründet habe.

## Der Erste Weltkrieg und das Ende der liberalen Ära

Die Epoche von 1870 bis zum Ersten Weltkrieg bildete im zeitlichen Vergleich eine bemerkenswert liberale Phase. Wie andere vergleichbare Städte erfuhr Basel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen ungeheuren Wachstumsschub. Nach der Trennung in die beiden Halbkantone 1833 wohnten nur 21'000 Menschen in der Stadt.<sup>2</sup> In den nachfolgenden Jahrzehnten wuchs die Wohnbevölkerung bis zum Ersten Weltkrieg auf mehr als das Sechsfache an. Gegen Ende des Jahrhunderts war das Wachstum am stärksten. Im Zeitraum von nur 25 Jahren – von 1885 bis 1910 – verdoppelte sich die Bevölkerungszahl auf 135'000.

Bei der Zuwanderung herrschte eine auf bilateralen Abkommen basierende Personenfreizügigkeit. Die Zahl der Ausländer stieg in der Schweiz aufgrund boomender Wirtschaftszweige rasch an. Städte wie Genf, Basel und Zürich, in denen der Ausländeranteil bis über 40 Prozent betrug, liberalisierten in der Folge die Einbürgerungsgesetze. Zwar wurde die «Fremden- oder Ausländerfrage», wie das Thema damals bezeichnet wurde, als dringlicher politischer Gegenstand betrachtet, doch gingen die liberalen Kräfte davon aus, dass sich mit einer verstärkten Einbürgerung und somit einer integrierenden Massnahme der Ausländeranteil senken liesse. Dabei wurde die Höhe des Ausländeranteils vor 1914 bemerkenswerterweise nicht als ein ethnisch-kulturelles, sondern als ein politisches Problem gesehen: Der Ausschluss der Ausländer von den politischen Rechten führe in der Schweiz zu einer Schwächung der Demokratie, hielt etwa der Basler Nationalrat Emil Göttscheim 1910 fest.

2 Schaffner, Martin: Geschichte des politischen Systems von 1833 bis 1905, in: Burckhardt, Lukas u.a. (Hg.): Das politische System Basel-Stadt: Geschichte, Strukturen, Institutionen, Politikbereiche. Basel, Frankfurt a.M. 1984, S. 37-53, S. 37.



Der Erste Weltkrieg brachte eine völlige Umkehr in der Wahrnehmung der Zuwanderung und im Umgang mit Ausländern. Unter dem Einfluss des Kriegs, sozialer Not, der Angst vor Kommunismus und eines umfassenden Nationalismus konkretisierten sich in Basel wie in der Schweiz protektionistische Vorstellungen in der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Die Grenzsperrung von 1914 ermöglichte eine vorerst provisorische Niederlassungspolitik, welche die Freizügigkeit im Personenverkehr ersetzte. Und mit der Schaffung der eidgenössischen Fremdenpolizei 1917 trat die Ausländerpolitik in eine völlig neue Phase: Erstmals gab es eine gesamtschweizerische Kontrolle über die Ausländer.<sup>3</sup> Im Wechselspiel von polizeilichen sowie wirtschafts- und bevölkerungspolitischen Überlegungen wurde nun in der ganzen Schweiz der Begriff der «Überfremdung» zum beherrschenden Schlagwort. Bis weit über den Zweiten Weltkrieg hinaus sollte es seine ausschliessende Wirkungsmacht entfalten.

## Arbeitskräfte statt Bürger: die Politik nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Zweiten Weltkrieg betrieb die Schweiz eine offene, am Arbeitsmarkt orientierte Zulassungspolitik. Zugleich zielten ein Rotationssystem und eine äusserst restriktive Einbürgerungspolitik darauf, die dauernde Niederlassung von Migranten zu verhindern.

Basel bestätigte diese gesamtschweizerische Tendenz im Einbürgerungsrecht, indem es bereits in der Zwischenkriegszeit damit begonnen hatte, das grundsätzlich liberale, kantonale Bürgerrechtsgesetz aus dem Jahr 1902 in der Praxis restriktiv auszulegen oder durch Gesetzesänderungen zu verschärfen. Insbesondere wurde das Kriterium der kulturellen Assimilation zur unhintergehbaren Bedingung für die Einbürgerung. Ausserdem fand der sogenannte Eugenikartikel wiederholte Anwendung, ein Artikel, der im Roten Basel seit der Zwischenkriegszeit ein schweizerisches Unikum darstellte. Dieser besagte, dass Personen nicht eingebürgert werden konnten, wenn sie unter einer erblichen

Krankheit litten oder in ihrer Familie ein Erbleiden festgestellt wurde. Schliesslich wurde auch der seit 1902 gesetzlich festgelegte Ausschlussgrund des «notorisch anstössigen Lebenswandels» bis in die 1960er-Jahre hinein auf Homosexuelle, im Konkubinat lebende oder in der Befragung durch die Einbürgerungskommission zu selbstbewusst auftretende Personen angewendet.

Verändert haben sich in der Migrationspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem die Rollen von Parteien und Behörden. Zum einen machten sich seit den 1960er Jahren verschiedene Klein- und Splitterparteien für die Begrenzung des Ausländeranteils stark. Am erfolgreichsten gelang es dem Zürcher Industriellensohn James Schwarzenbach, Überfremdungsängste mit dem Unbehagen gegen eine gesellschaftliche Öffnung und eine überbordende Hochkonjunktur zu verknüpfen. Schwarzenbach verstand es, den Begriff der «Überfremdung», die sich nun gegen die Zuwanderung von Südeuropäern richtete, nochmals für ein Jahrzehnt zum beherrschenden politischen Schlagwort zu machen. Gleichzeitig begannen sich Regierung und Behörden seit den 1960er Jahren vom Überfremdungsbegriff und -konzept zu verabschieden und unterzeichneten internationale Abkommen zum Schutz der Arbeitnehmer sowie zum Familiennachzug. Allmählich setzte eine ganzheitliche Migrationspolitik ein.

## Rückkehr zur Personenfreizügigkeit

Auch die Epoche seit den 1980er Jahren zeichnete sich durch unterschiedliche, teilweise sogar widerläufige Entwicklungen aus. Einerseits dokumentieren verschiedene Gesetzesänderungen auf Bundes- und Kantonsebene eine politische und gesellschaftliche Öffnung sowie eine verstärkte Anbindung an internationale Rechtszusammenhänge. Zu nennen gilt es die Anerkennung der doppelten Staatsbürgerschaft im Jahr 1991.<sup>4</sup> Die doppelte Staatsbürgerschaft, lange als Signum der Illoyalität geisselt, trug der sozialen Realität der zahlreichen binationalen Ehen Rechnung. Sie bewirkte einen raschen und nachhaltigen Anstieg der Einbürgerungen. Auch das Antirassismugesetz und

3 Vgl.: Gast, Uriel: Von der Kontrolle zur Abwehr. Die eidgenössische Fremdenpolizei im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft 1915–1933, Zürich 1997.

4 Vgl. in der Folge auch: Skenderovic, Damir; D'Amato, Gianni, Mit dem Fremden politisieren: rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren, Zürich 2008.

die Unterzeichnung des Abkommens zur Personenfreizügigkeit mit der EU, welches 2001 in Kraft trat, waren zentrale Neuerungen.

Andererseits ist seit den 1990er Jahren eine Verhärtung der politischen Fronten, eine Radikalisierung und Emotionalisierung der politischen Debatten sowie die Etablierung neuer Feindbilder festzustellen. Seither befindet sich die Schweiz bezüglich der Akteure in der Migrationspolitik in einer qualitativ neuen Phase. Mit der SVP machte erstmals eine professionell organisierte, straff geführte Bundesratspartei Migrationspolitik zu einem ihrer Leitthemen und verstand und versteht es, Migration und den Umgang damit – sei es im Bereich der Niederlassung, der Einbürgerung oder des Asyls – als dauerhaftes Problem- und Konfliktthema darzustellen. Wobei vor allem Unterschichten mit muslimischem Hintergrund im Fadenkreuz der Kritik stehen.

### Schlussbemerkungen

Vor dem Hintergrund des historischen Überblicks möchte ich meine Ausführungen mit drei Schlussfolgerungen beenden.

*Erstens:* die Migrationsgeschichte Basels ist eine Geschichte der Ambivalenz. Integration und Ausschluss bedingen sich gegenseitig und neben Erfolg steht auch Misserfolg und Scheitern. Migration ist zwar ein Faktor des sozialen Wandels, der kulturellen Vielfalt und der Prosperität, allerdings wurden diese Ressource in der Vergangenheit völlig unterschiedlich genutzt und nicht selten auch als Bedrohung betrachtet. So bildete die Zeit vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zum Zusammenbruch des Sowjetkommunismus, die man als das kurze 20. Jahrhundert bezeichnet, eine Phase, die sich durch eine sehr geringe Mobilität und Migration sowie gesellschaftliche Geschlossenheit und Enge auszeichnete. Diese Tatsache prägt den politischen Diskurs über Migration bis in die Gegenwart.

Die Geschichte Basels ist *zweitens* eine Geschichte äusserst erfolgreicher Integration. Erwähnt sei nochmals die Integration der Hugenotten im 17. Jahrhundert, die Integration der Katholiken und Ostjuden im 19. und frühen 20. sowie die Integration der Italiener während des gesamten 20. Jahrhunderts. Diese Integrationsprozesse sind gerade aus heutiger Sicht bemerkenswert. Sie vollzogen sich nämlich lange bevor es eine entsprechende staatliche Politik gegeben hat. Im Gegenteil: im 20. Jahrhundert betrieben Regierung und Behörden während langer Zeit eine Politik der Desintegration – gegen waren es zivilgesellschaftliche Organisationen wie katholische Kirchgemeinden, MigrantInnenorganisationen, Sportvereine oder auch die GGG, die für MigrantInnen in ihren Bestrebungen, hier Fuss zu fassen, eine Stütze waren.

Dieser Umstand zeigt schliesslich *drittens*, dass staatliche Integrationsmassnahmen nicht überschätzt werden sollten. Denn, und damit möchte ich schliessen, eine gesellschaftliche, kulturelle und wechselseitige Anpassung geschieht nicht von heute auf morgen, sondern braucht Zeit und Geduld. In der Vergangenheit verlief dieser Prozess lange Zeit nicht über eine forcierte Gleichmacherei, sondern über die Anerkennung von Differenz.

# Umfrage zum Thema Interkultur – ein Überblick

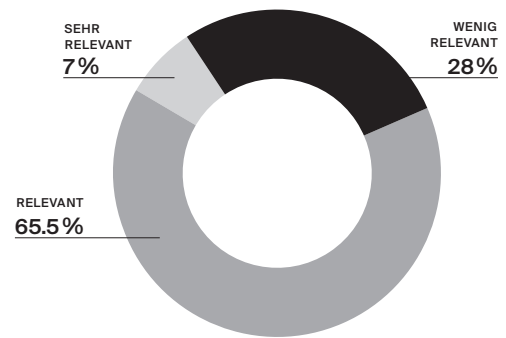
Um den Stand der interkulturellen Öffnung innerhalb der Institutionen und bei VeranstalterInnen von kulturellen Interventionen zu ermitteln, führte die Abteilung Kultur Basel-Stadt im Vorfeld der Arbeitstagung «Basel – Interkulturell» eine Umfrage durch.

Im Folgenden sind einige Fragen und die als Kuchen-  
diagramm dargestellten Antworten ausgewählt worden, die sich insbesondere mit den von Dr. Dorothea Kolland eingeführten vier Ps (Programm, Publikum, Personal und Partnerschaften) beschäftigen.

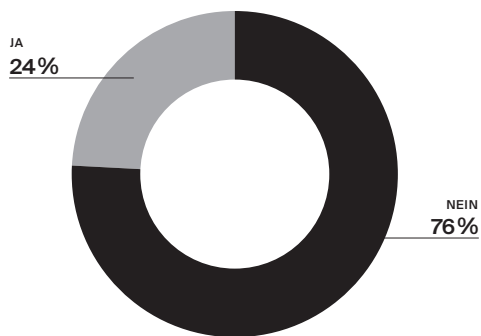
Ist das Thema Interkultur in Ihrem Programm abgebildet?



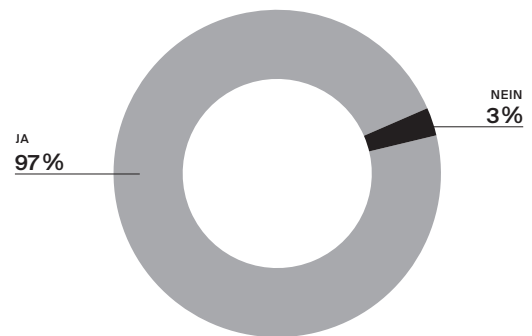
Bilden Menschen mit Migrationshintergrund für Sie eine relevante Zielgruppe?



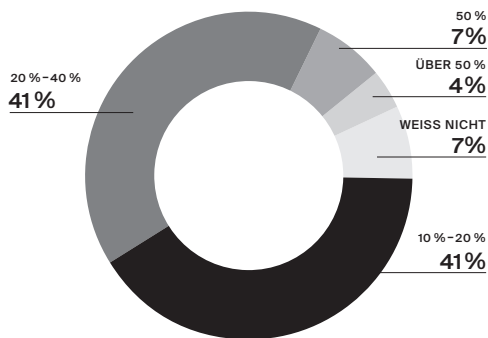
Führen Sie spezielle Angebote für Menschen mit Migrationshintergrund?



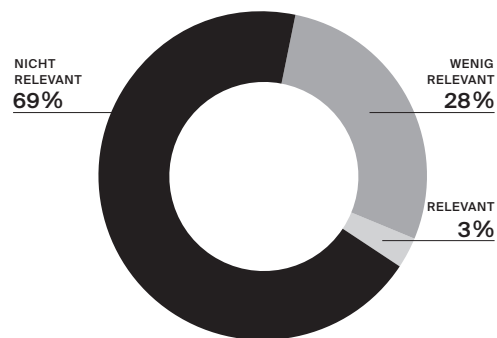
Gehören Menschen mit Migrationshintergrund zu Ihrem Publikum?



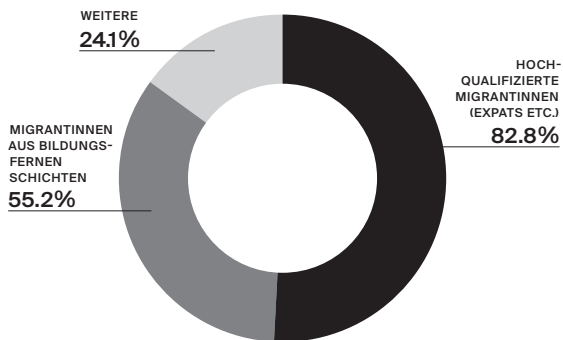
Welchen Anteil Ihres Publikums machen diese schätzungsweise aus?



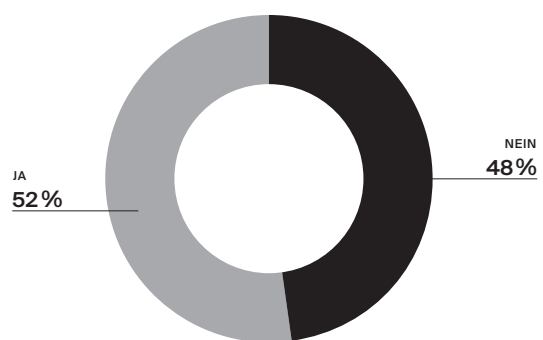
Ist Migrationshintergrund ein relevantes Kriterium bei Personalrekrutierungen Ihrer Institution?



Um welche Art von Publikum mit Migrationshintergrund handelt es sich dabei?



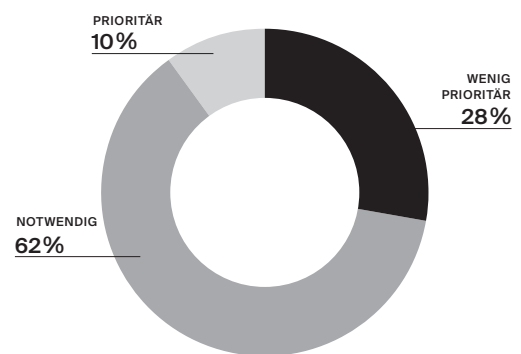
Pflegen Sie Partnerschaften / Kooperationen / Kontakte mit InteressenvertreterInnen von Menschen mit Migrationshintergrund?



Haben Sie spezielle Formen der Öffentlichkeitsarbeit entwickelt, um Menschen mit Migrationshintergrund zu erreichen?



Wie gross schätzen Sie die Notwendigkeit ein, sich auf strategischer Ebene mit dem Thema Interkultur zu befassen?



Diese Umfrage wurde von Matthias Buschle mittels einer mündlichen Befragung von drei Institutionen ergänzt. Folgende Fragen wurden gestellt:

**1\***  
 Was ist der Status quo beim Thema Interkultur in Ihrer Kultureinrichtung?  
 Welche Änderungen gibt es, wird es geben?  
 Wo geht der Trend hin?  
 Welche Neuerungen wären zudem wünschenswert?

**2\***  
 Welche Rolle spielt die Sprache?  
 Welchen Part übernimmt die Bildung des Publikums?  
 Welchen Einfluss hat das Personal (persönliche Erfahrungen)?

**3\***  
 Ist Interkultur nur ein neuer Trend in der Publikumsarbeit?

**Resümee**

1. Für alle Institutionen ist Interkultur ein Thema, jedoch steht sie nicht immer an erster Stelle auf der Agenda.
2. Fremdsprachigkeit ist eine Herausforderung, die gerne angenommen wird.
3. In der Öffentlichkeitsarbeit ist Englisch als zweite Sprache ein Standard, der möglichst schnell angestrebt wird.
4. Spezielle Programme in Englisch/Französisch werden angeboten und gut angenommen.
5. In Basel leben viele nicht Deutsch sprechende Menschen mit einem hohen Bildungsniveau, die angesprochen werden wollen.
6. Trotz Sonderangeboten sind die Institutionen offen für alle, die Baslerinnen und Basler dürfen aber nicht vergessen werden.
7. Oft reicht es aus, kleine Hürden abzubauen, um die Kulturinstitutionen für ein grösseres Publikum zu öffnen.
8. Die Inhalte der Häuser sind das eine, das andere ist, die Räume für ein aufgewecktes Publikum zu öffnen.
9. Interkultur ist ein Punkt im Prozess der Öffnung von Kulturinstitutionen. Weitere sind ebenfalls mitzudenken.
10. Die virtuellen Angebote bieten neue Chancen, Möglichkeiten und Aufgaben - auch beim Thema Interkultur.



# Das «bunte Basel»: ein Gespräch mit Nicole von Jacobs, Leiterin der Fachstelle Diversität und Integration des Kantons Basel-Stadt

## Das «bunte Basel»

Im Kanton Basel-Stadt wohnen 193'096 Menschen (Stand 2012), 127'620 davon mit einem Schweizerpass, 65'472, also rund 34 Prozent, sind AusländerInnen. Durchschnittlich leben in der Schweiz 23,3 Prozent AusländerInnen (Stand 2012). Die Vielfalt in Basel ist gross: Es leben hier Menschen aus ca. 160 Nationen. Die Fachstelle Diversität und Integration betrachtet diese Situation als eine riesige Bereicherung für die Stadt und arbeitet intensiv daran, das daraus entstehende Potential für die ganze Bevölkerung nutzbar zu machen. Rund 60 Prozent der ausländischen Wohnbevölkerung kommt aus den EU-/EFTA Staaten. Mit rund 23 Prozent sind Personen aus Deutschland die grösste Gruppe der Basler Migrationsbevölkerung, gefolgt von BürgerInnen aus Italien, der Türkei und den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens.

**Franziska Schürch:** «Frau von Jacobs, wie sieht denn die Stadt Basel aus Sicht der Fachstelle Diversität und Integration aus?»

**Nicole von Jacobs:** «Für uns ist Basel in vielerlei Hinsicht bunt; dies lässt sich nicht nur anhand der unterschiedlichen Nationalitäten beschreiben, die in der Stadt vertreten sind. Von dieser sehr eindimensionalen Sichtweise auf die Gesellschaft möchten wir, seitens der Fachstelle Diversität wegkommen und den BewohnerInnen der Stadt Basel ausgehend von einer Vielfalt an Parametern begegnen.

Integration verstehen wir heute als eine Querschnittsaufgabe, die sich über alle Bereiche des Lebens zieht. Neben der Nationalität gibt es viele weitere Aspekte wie soziokulturelle Faktoren, aber auch die ganz eigene Migrations- und Lebensgeschichte der Menschen, welche die Integrationsmöglichkeiten beeinflussen. Ein zentraler Aspekt in diesem Kontext ist sicherlich das Alter. Ein Kind hat ganz andere Möglichkeiten, sich in die Gesellschaft zu integrieren als z.B. eine 60-jährige Frau. Ein anderer ganz zentraler Aspekt für die Integration ist die Frage nach der Migrationsgeneration: Ist jemand Migrant oder Migrantin der ersten, oder bereits der zweiten oder dritten Generation, stellen sich andere Herausforderungen für den Einzelnen, die zusätzlich auch durch das Lebensumfeld bestimmt sind. Weiter sind die Familiensituation und der ausländerrechtliche Status ganz wichtig. Kommt jemand als mitreisender Ehepartner nach Basel, als

sogenannte «Trailing Spouse», als MitarbeiterIn einer Firma mit Sitz in der Stadt oder als Flüchtling, hat dieser Mensch ganz unterschiedliche Bedürfnisse. Die Voraussetzungen für die Integration sind so verschieden, wie es unterschiedliche Menschen gibt.

Die Zusammensetzung der Basler Bevölkerung ist vielseitig und bunt und hat einige spezifische Merkmale. Durch die besondere Stellung Basels als Wirtschaftsmagnet und Zentrum einer Metropolitanregion zieht die Stadt auch viele Fachkräfte aus den In- und Ausland an. Dadurch weist die Migrationsbevölkerung auch einen hohen Anteil an gut qualifizierten Fachkräften auf, den sogenannten «Expats». Zahlen des Bundes aus dem Jahre 2011 gehen von 19'676 ausländischen Personen mit Tertiärbildung im Kanton Basel-Stadt aus, rund 10 Prozent der Basler Bevölkerung, und von 32'057 SchweizerInnen mit einer Tertiärbildung, rund 16 Prozent der Basler Bevölkerung. Somit leben und arbeiten in der Industriestadt Basel im gesamtschweizerischen Vergleich viele internationale Fachkräfte. »

**FS:** «Inwiefern ist diese spezifische Zusammensetzung wichtig für die Arbeit der Fachstelle Diversität?»

**NvJ:** «Im Vordergrund der finanziellen Unterstützung durch die Fachstelle Diversität und Integration stehen die Gruppen der sogenannten traditionellen Migration. Wir fördern Projekte, die für die Behörden schwer erreichbare Menschen erreichen, was hauptsächlich den Migrantinnenorganisationen gelingt. Zuziehenden internationalen Fachkräften (Expats) und ihren Familien stellen wir Netzwerke und Informationen zur Verfügung.

Den Begriff «Expats» stellen wir in Frage, da er weder gut noch genau ist. Mit «Expats» verbindet man Menschen, die von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle und von Grossstadt zu Grossstadt hüpfen. Man will damit eine sehr kurzfristige Arbeitsmigration beschreiben, die Integration von vornherein nicht vorsieht. Sehr viel lieber ist mir der Begriff der internationalen Fachkräfte. Wir wissen, dass der grösste Teil dieser internationalen Fachkräfte nicht nur einige wenige Monate in Basel bleiben will, sondern eine viel längere Aufenthaltsdauer anstrebt und im Gegensatz zum allgemeinen Bild auch ein grosses Interesse an Integrationsangeboten zeigt. Tatsächlich ist diese spezifische Gruppe wichtig für unsere Arbeitsstelle. Sie haben besondere Bedürfnisse und Fragen, die wir zu beantworten versuchen. Wir

veranstalten deshalb beispielsweise eine sehr gut besuchte Informationsveranstaltung über das Schweizer Schulsystem für die internationalen Unternehmen.

Basel braucht AusländerInnen als Arbeitskräfte, dies zeigt die demografische Verteilung nach Alter und Geschlecht – die Bevölkerungsglocke – deutlich.

Die hier arbeitenden AusländerInnen füllen die Lücke, welche der Geburtenrückgang in der Schweiz hinterlässt. Nur dank dem Zuzug von Arbeitskräften aus dem Ausland sind die Sozialwerke in der Schweiz heute und auch in Zukunft bezahlbar.»

**FS:** «Basel hat eine lange Tradition der Arbeitsmigration. Haben Sie den Eindruck, dass man hier über spezifische Kompetenzen verfügt, um ganz unterschiedliche Gruppen zu integrieren?»

**NvJ:** «Ja, in Basel gibt es durch seine Grenznähe schon lange die Tradition der Arbeitsmigration, deshalb wurden hier entsprechende Kompetenzen ausgebildet. Bis zum Ersten Weltkrieg, als es noch keine Grenzen nach Deutschland gab, war das gemeinsame Leben, Wirtschaften und Arbeiten in dieser Region Normalzustand. Die ganze Region um Basel hat sich ja erst nach dieser wichtigen Zäsur stärker nationalisiert. Die wichtigsten Gründe für die früheren Einwanderungsbewegungen waren sicherlich die Grenznähe, die Universität und später die Industrie. Heute kommt noch das Gesundheitswesen dazu. Neu ist die Zusammensetzung der Migrationsbevölkerung, die sich im Bildungsniveau und den Herkunftsländern unterscheidet. Es kommen nicht nur viele Deutsche, sondern auch zunehmend englischsprachige MigrantInnen, us-AmerikanerInnen, EngländerInnen aber auch AsiatInnen zu uns.»

Die kantonale Fachstelle für Diversität und Integration erarbeitet Planungs- und Entscheidungsgrundlagen rund um die Frage der Integrationspolitik. Einerseits unterstützt die Fachstelle entsprechende Ämter fast aller Departemente bei der Erfüllung ihres Integrationsauftrages. Andererseits setzt sie zielgruppenspezifische Massnahmen im Bereich der Integration in Form von Projekten und Angeboten um. Nicole von Jacobs hat die Fachstelle im Jahr 2011 übernommen, die gleichzeitig der Abteilung Kantons- und Stadtentwicklung angegliedert wurde. Von 2009 bis 2011 wurde die Fachstelle Integration von Elisa Streuli geleitet und gehörte zur Abteilung Gleichstellung und Integration, die auch damals schon Teil des Präsidialdepartements

war. Davor war Thomas Kessler ihr Leiter und die Fachstelle gehörte zum Justiz- und Sicherheitsdepartement.

**FS:** «Wie ist der Faktor Kultur in die Arbeit der Fachstelle integriert?»

**NvJ:** «Kultur ist das 14. und neueste strategische Handlungsfeld der Fachstelle Integration und Diversität. Im Leitbild aus dem Jahr 2012 haben wir die 13 Handlungsfelder unserer Fachstelle definiert. Zu den acht bisherigen kamen fünf neue hinzu, darunter auch Information und Partizipation. In diesen beiden Handlungsfeldern werden Massnahmen umgesetzt, die den MigrantInnen den gleichberechtigten Zugang zu Informationen und die Möglichkeit zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollen. Konkret bedeutet das für die Kultur, dass wir an unseren Veranstaltungen, etwa am Neuzuzügeranlass auf das kulturelle Angebot der Stadt hinweisen. Bei der Anmeldung im Einwohneramt bekommt jeder Zuziehende Gutscheine für Museumsbesuche. Wir unterstützen aber auch kulturelle Projekte und arbeiten mit der Abteilung Kultur zusammen.»









# Round Table 1

**YASMINE EL-AGHAR**

Co-Leiterin des Jugendzentrums Dreirosen

**ZUZANA COX**

Mitglied der Geschäftsleitung der International School Basel

**FABIAN CHIQUET**

Künstler, Theatermacher & Musiker

**GESPRÄCHSLEITUNG: INÉS MATEOS**

## Jugendliche aus dem Kleinbasel: Zugang zu kulturellen Institutionen

**Inés Mateos:** Frau El-Aghar, mit welchen Jugendlichen haben Sie es im Jugendzentrum Dreirosen zu tun?

**Yasmine El-Aghar:** Wir haben es vor allem mit Jugendlichen zwischen 13 und 15 Jahren zu tun. Sie kommen mehrheitlich aus dem Quartier und sind alle selber eingewandert oder gehören der zweiten oder dritten Generation von Einwandererfamilien an. Sie kommen aus unterschiedlichen Ländern und sind in der Regel aus eher einkommensschwachen und bildungsfernen Familien. Der Wohnraum im Kleinbasel und der Umgebung ist sehr begrenzt. Die Jugendlichen wohnen mit ihren Familien teilweise zu sechst oder siebt in Zwei- oder Dreizimmerwohnungen. Das heisst, unser Jugendzentrum ist eine Art erweitertes Wohnzimmer, wo die Jugendlichen einen grossen Teil ihres Alltags und ihrer Freizeit verbringen.

**IM:** Wie muss Ihr kulturelles Angebot aussehen?

**YE-A:** Wir versuchen genau das anzubieten, was den Bedürfnissen der Jugendlichen entspricht: Möglichkeiten und Räume, um sich auszuprobieren. Daneben aber natürlich auch Unterstützung und Beratung in Lebensfragen. Unser Angebot ist sehr niederschwellig und partizipativ. Es funktioniert sonst nicht, da die Jugendlichen freiwillig zu uns kommen und unser ganzes Haus sehr unverbindlich ist.

**IM:** Wovon ist bei den Jugendlichen, mit denen Sie es zu tun haben, der Zugang zu kulturellen Institutionen abhängig?

**YE-A:** Die Jugendlichen müssen sich mit dem Thema, das angeboten wird, identifizieren können. Es muss mit ihrer eigenen Lebenswelt etwas zu tun haben. Und es muss altersgerecht sein.

**IM:** Gehen Ihre Jugendlichen ins Theater oder ins Museum?

**YE-A:** Sie kennen Brückenangebote wie zum Beispiel «Fremd!?» aus der Schule. Das Projekt funktioniert sehr gut. Grundsätzlich würde ich die Frage aber mit Nein beantworten. Es ist für unsere Jugendlichen zu hochschwellig, auch weil sie nichts selber beitragen können. Aber sie sind zwischen 13 und 15 Jahre alt und damit noch sehr jung.

## Jugendliche aus der International School: kulturellen Institutionen II

**IM:** Frau Cox, Sie sind vor 20 Jahren im sogenannten Familiennachzug für die Pharma-Industrie nach Basel gekommen und arbeiten genau so lange bei der International School. Jugendliche, die in die International School gehen, sind weder aus bildungsfernen noch einkommensschwachen Verhältnissen und haben normalerweise auch genug Wohnraum zur Verfügung. Was ist das für eine Gruppe und worin unterscheidet sich ihr Freizeitverhalten?

**Zuzana Cox:** Unsere Kinder sind 3- bis 18-jährig, sie haben in der Regel einen privilegierten Hintergrund. Privilegiert ist jedoch eine Perspektivenfrage. Viele Kinder haben schon in drei oder vier unterschiedlichen Ländern gelebt. Dies führt dazu, dass sie manchmal ein bisschen Mühe damit haben, eine eigene Kultur zu finden. Ein grosser Unterschied ist, dass die Kinder nicht freiwillig zu uns kommen: Wir sind eine Schule. Wir haben ein sehr weites Profil, in der Schule gibt es 50 oder 60 verschiedene Nationalitäten, und auch sehr

unterschiedliche Berufsgruppen der Eltern. Viele arbeiten in der Pharmaindustrie, aber auch bei Banken und bei kleineren Privatkonzernen.

**IM:** Haben Ihre Jugendlichen schon in jüngeren Jahren einen Zugang zu kulturellen Institutionen, Theater, Museen?

**ZC:** Wir versuchen immer wieder unser Schulprogramm mit dem kulturellen Angebot in Basel zu bereichern. Unsere Kinder machen jedoch nicht soviel Gebrauch davon.

**IM:** Weshalb nicht?

**ZC:** Die International School ist ein Stück weit eine «english-speaking-bubble». Es gehen bei uns circa 1400 Kinder in die Schule, das sind etwa 800 Familien. Diese bilden für sich fast eine eigene Kultur. Es läuft viel in und neben der Schule. Und ich habe den Eindruck, die Kinder integrieren sich deshalb nicht so stark, wie sie könnten.

**IM:** Und die Eltern?

**ZC:** Die Eltern nutzen das kulturelle Angebot. Theater, Museen und Konzerte sind sehr beliebt.

## Eine neue Künstlergeneration?

**IM:** Das bedeutet, dass ein weiteres wichtiges Differenzierungsmoment neben dem Aspekt des Migrationshintergrundes das Alter ist.

Fabian Chiquet, Sie sind Künstler. Sie haben im letzten Jahr den Pop-Preis für «The Bianca-Story» gewonnen. Sie verkörpern künstlerische Vielfalt und arbeiten in ganz verschiedenen Kunstsparten. Könnte man sagen, Sie sind ein Repräsentant einer neuen Künstlergeneration?

**Fabian Chiquet:** Den Künstlertypen, der in verschiedenen Sparten arbeitet, gibt es seit 500 Jahren. Etwas Neues ist vielleicht die Gleichzeitigkeit und die Schnelllebigkeit. Dies hat teilweise mit dem einfachen und billigen Zugang zu verschiedenen Medien und Techniken zu tun. Das hat bei meiner Generation eine «anything

goes»-Welle ausgelöst: Ich kann mich in sämtlichen Sparten ausdrücken, in all dem, was ich machen möchte, in all dem, was mich interessiert. Wenn man in verschiedenen Sparten arbeitet und neue Dinge ausprobiert und Disziplinen kombiniert, dann hat man jedoch oft Probleme mit der Finanzierung. Man muss sein Konzept einem Finanzierungsmodell anpassen. Der Künstler beginnt sich auf bestimmte Sparten zu fixieren oder bestimmte Punkte einzuhalten, weil das wichtig ist, um Fördermittel zu erhalten. Es ist schwierig, wenn sich die Kunst beginnt den Förderkriterien anzupassen und nicht umgekehrt.

## Wie sich Kultur den Jugendlichen gegenüber öffnen könnte

**IM:** Wie müssen sich Förder- und Kulturinstitutionen entwickeln, damit sie Ihre Leute ansprechen?

**YE-A:** Man müsste näher zu den Jugendlichen kommen, was die Themen aber auch zum Beispiel was die Inszenierung einer Ausstellung betrifft. Jugendliche wollen etwas erleben, sie möchten nicht irgendwo langsam durchschreiten und Bilder anschauen oder Texte lesen. Ich kann mir vorstellen, dass tolle Kooperationen möglich sind, die für beide Seiten sehr fruchtbar wären. Wir JugendarbeiterInnen haben eine Art Brückenfunktion zwischen der Gesellschaft oder den Erwachsenen und den Jugendlichen, wir können die Zugänge zueinander erleichtern. Es wäre eine grosse Chance, wenn jemand sagen würde, wir kommen zu euch. Die Jugendlichen sind ja bei uns und es ist für uns extrem schwierig, auch wenn wir immer wieder versuchen, mit Jugendlichen die kulturellen Institutionen zu besuchen.

**IM:** Also das Museum muss zu den Jugendlichen gehen, und dann gehen die Jugendlichen vielleicht irgendwann doch noch ins Museum?

**ZC:** Kinder möchten etwas anfassen können. Und wenn das in die Schule gebracht werden könnte, wäre das wunderbar. Nicht nur Museen, auch Konzerte und Theater sollten erreichbar für unsere Kinder gemacht werden. Und dann gehen sie vielleicht auch mehr selber aus und probieren, was für kulturelle Angebote es gibt.

**FC:** Ich wünsche mir Flexibilität in allen Bereichen. Dass man wekommt von den starren Disziplinen. Die meisten arbeiten in starren Szenen, die wenig miteinander zu tun haben, und die sich kaum untereinander kennen. Die Durchmischung der verschiedenen Szenen muss auch in der Kulturförderung stattfinden. Dann noch zu den Jugendlichen: Auf Jugendliche zuzugehen hat auch viel mit dem Verlassen einer «Comfort Zone» zu tun. Sobald die grossen Institutionen einen Schritt auf Jugendliche zumachen, müssen sie sich mit einer Realität auseinandersetzen, die mit ihrer nichts zu tun hat, und dann werden sie unsicher. Und das merken die Jugendlichen. Da gibt es eine grosse Differenz. Wenn man mit Jugendlichen etwas aufbauen will, muss man die eigene Sicherheitszone verlassen und auch unsicher sein können. Wenn man immer auf der sicheren Seite bleiben will, dann bleiben die Kinder auch immer Kinder, die einfach mitmachen müssen. Die wollen jedoch nicht den Koloss Kunstmuseum vor sich haben, den sie dann anbeten müssen.

**IM:** Wenn man Frau Cox und Frau El-Aghar zuhört, hört man eine grosse Einigkeit. Man hat das Gefühl, sie reden von den gleichen Jugendlichen. Vielleicht hat vieles weniger mit dem Migrationshintergrund zu tun, als vielmehr mit etwas ganz anderem: mit dem Alter zum Beispiel, oder den Umständen, in denen diese Jugendlichen leben. Frau Cox hat gesagt, ihre Jugendlichen leben in einer Bubble. Eine Zeitlang hat man Parallelgesellschaft zu diesem Phänomen gesagt. Man hat dies jedoch weniger mit «Expats» in Verbindung gebracht. Leben Ihre Jugendlichen, Frau El-Aghar, auch in einer Bubble?

**YE-A:** Allein schon dadurch, weil unsere Jugendlichen einem Feindbild entsprechen. Wenn man schaut, was die Medien über Jugendliche berichten, ist es meistens negativ, so wie wenn Medien über Leute mit Migrationshintergrund berichten und damit meistens auch die Bildungs- und Einkommensschwachen meinen. Es sind schlussendlich einfach stigmatisierte Gruppen.

## Wünsche an die Kultur

**IM:** Sie haben jetzt beide noch einen Wunsch frei. Hier sind die KulturverwalterInnen, die KulturorganisatorInnen, die AusstellungsmacherInnen, die KuratorInnen, die LeiterInnen von Kunsthäusern. Sie haben einen Wunsch frei, für sich, für Ihre Gruppe. Was wünschen Sie sich?

**ZC:** Ich möchte gerne, dass unsere Kinder die Kultur spüren. Es geht ums «Anfassen können». Ich glaube, das können sie im Moment nicht.

**YE-A:** Ich wünsche mir, dass man das Potenzial, das alle Jugendlichen, und schlussendlich alle Menschen in sich tragen, mehr wertschätzt, sich dessen mehr bewusst ist und in diesem Sinne auch die Jugendlichen mehr in das gesellschaftliche Leben miteinbezieht. Dazu gehört auch der Zugang zu Kulturinstitutionen.











# Museen als Kulturzentren?

## Wege zur interkulturellen Öffnung

«Sind wir denn noch ein Museum oder bald ein Kulturzentrum?» Diese Frage wurde etwas ängstlich in einer Diskussionsrunde zwischen MuseumsexpertInnen geäußert. Mich hatte diese Frage nachdenklich gemacht, denn: Was genau ist hier so beängstigend?

Der Duden beschreibt ein Kulturzentrum wie folgt: a) wichtiger Ort des kulturellen Lebens, b) grössere Anlage mit verschiedenen kulturellen Einrichtungen (Duden, 2012).<sup>1</sup> Darüber hinaus sind Kulturzentren teils in kommunaler oder selbst verwalteter Struktur angelegt, setzen auf Diversität, Eigenverantwortung, Freiwilligkeit und Kooperation. Sie setzen auf Austausch, Kommunikation und Lebendigkeit und bieten Raum für unterschiedlichste Gruppen, ihre Interessen und Aktivitäten dort selbst auszuführen. Sie sind soziokulturelle Zentren, in denen Kultur diskutiert und produziert wird und die auf aktive Teilhabe setzen. Im Gegensatz zu Museen stehen hier die BürgerInnen im Mittelpunkt, nicht die Objekte. Kulturzentren geben Raum für eigene Ideen und repräsentieren das, was man unter Alltags- oder Populär-Kultur fassen kann.

Nach dieser Definition von Kulturzentren kann man vielleicht erahnen, wieso einige MuseumsexpertInnen irritiert sind. Die Objekte, die Sammlungen sind das Alleinstellungsmerkmal von Museen und insbesondere bei denen, deren Sammlungen in Bezug auf Qualität und Quantität international so herausragend sind, dass sie sich keine allzu grossen Gedanken machen müssen, ob genügend BesucherInnen in ihre Häuser kommen. Womit ich kurz den Bogen zu den Staatlichen Museen zu Berlin schlage, die den grossen «Tanker» in der deutschen Museumsflotte darstellen, und hier ein paar Einblicke zur Struktur des institutionellen Innenlebens geben möchte.

Die Staatlichen Museen zu Berlin (smb) mit ihren 19 Museen begreifen sich als Universalmuseum, das die Geschichte vieler Jahrhunderte sowie unterschiedlichster Kulturen vermitteln kann. Die Sammlungen reichen von archäologischen bis zu kunsthistorischen, von der Ethnologie bis zur zeitgenössischen Kunst. Und ebenso facettenreich und vielfältig wie das Spektrum der Sammlungen sind auch die kulturellen und sozialen Hintergründe sowie Interessen der BesucherInnen. Aufgrund ihrer diversen Inhalte und Programme, aber auch aufgrund ihrer räumlichen Lage im Berliner

Stadtraum sprechen die einzelnen Häuser auch höchst unterschiedliche Öffentlichkeiten an.

4,5 Millionen Personen besuchten 2012 die Staatlichen Museen zu Berlin. Je nach Standort variierend kommen zwischen 25 und 50 Prozent unseres Publikums aus dem Ausland, etwas 7 Prozent unserer deutschen BesucherInnen haben einen Migrationshintergrund. Wobei allein die Frage, ob und wie man Menschen nach ihrem Migrationshintergrund fragen soll, hitzige Debatten ausgelöst hatte. Als Fazit der Diskussion wurde die Frage so gestaltet, dass sie der Definition von Migrationshintergrund des deutschen statistischen Bundesamtes entspricht. Mit deutscher Gründlichkeit besteht sie nun aus den drei folgenden Frageteilen, die sie auf der Folie sehen können:

*Sie selbst bzw. mindestens ein Elternteil ist nach 1949 aus einem anderen Land nach Deutschland zugewandert? Sie selbst bzw. mindestens ein Elternteil hat eine nichtdeutsche Nationalität? Sie selbst bzw. mindestens ein Elternteil ist eingebürgert?*

Das sind die statistischen Zahlen, aber was sagen sie in Hinblick auf kulturelle Diversität und qualitative interkulturelle Öffnung der Institution aus? Was sagen sie über unser Publikum? Können sie für unsere Arbeit operationalisiert werden? Was wissen wir ausserdem über die BesucherInnen und diejenigen, die nicht kommen?

Als Kuratorin für Bildung und Vermittlung, die innerhalb der Institution gerne als Fürsprecherin oder Anwältin des Publikums gesehen wird, werde ich die Möglichkeiten der Öffnung für verschiedene Öffentlichkeiten aus dieser Perspektive beschreiben. Um die kulturelle Bildungsarbeit und auch alle weiteren Belange des Publikums in der Grössenordnung der Staatlichen Museen zu Berlin konzipieren, planen und durchführen zu können, bedarf es einer zentralen Koordination aller Häuser und Sammlungen. Für Kommunikation und Publikumsansprache sind das vor allem die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit; Vermittlung, Bildung und Besucher-Service, der ich angehöre.

Die Abteilung arbeitet unter einer zentralen Leitung. Elf wissenschaftliche MitarbeiterInnen entwickeln als Mittler zwischen den FachwissenschaftlerInnen und den MuseumsbesucherInnen die Bildungsangebote - fokussiert auf die einzelnen Ziel- und Interessensgruppen sowie relevante gesellschaftliche Themen. Zu den Kernaufgaben gehören hierbei die Entwicklung von

1 Duden (2012), Online auf: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Kulturzentrum> (abgerufen am 15.1.2013).

schulischen Angeboten, wie dialogische Führungen, Werkgespräche und Workshops, die Entwicklung von didaktischen Materialien, analogen und digitalen Informations- und Ausstellungsmedien, Fortbildungen für Multiplikatoren, ausserschulische Angebote für Kinder, Familien und Jugendliche sowie Formate der Erwachsenenbildung. Zudem Planungen für zielgruppenspezifische Ausstellungen und Räume. Darüber hinaus werden Veranstaltungen wie beispielsweise die Lange Nacht der Museen geplant und realisiert. Ein grosses interdisziplinäres Team an freischaffenden DozentInnen führt auf Honorarbasis die Vermittlungsformate mit den jeweiligen Zielgruppen durch.

Mein Aufgabengebiet liegt in der Vermittlung in den Sammlungen des Ethnologischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst, die sich räumlich im Südwesten Berlins, in den Museen Dahlem befinden. Zusätzlich bin ich für die standortübergreifenden Massnahmen des Qualitätsmanagements, der Publikumsforschung und der Erschliessung neuer Zielgruppen verantwortlich. Für all diese Bereiche liegt meine Zuständigkeit auch bei den Planungsmassnahmen für das zukünftige Humboldt-Forum im teilrekonstruierten Berliner Stadtschloss, das nach jetzigen Planungen 2019/20 in der Mitte Berlins eröffnen soll.

Um die Möglichkeiten und Ansätze interkultureller Öffnung der Staatlichen Museen zu Berlin aufzuzeigen, möchte ich einige Definitionen von Dorothea Kolland<sup>2</sup> aufgreifen: Zum einen sehe ich die Haltung einer Institution, Handlungsansätze zu entwickeln und umzusetzen, die den Anforderungen unserer globalisierten und durch Zuwanderung geprägten Gesellschaft entsprechen als wichtigen Punkt. Zum anderen das kultursensible Zugehen auf Publikum, Wertschätzung von Teilhabe aller Interessierten, sowie - und das ganz besonders: dass Interkulturalität für Verhältnisse zwischen unterschiedlichen Lebensformen steht, also das was in postkolonialen Diskursen mit den Begriffen *Gender, Race and Class* umschrieben wird.

Viele der deutschen Museen verwenden in ihren Leitbildern oder Mission Statements Begriffe wie Inter- oder Transkulturalität oder kulturelle Diversität nicht, die Öffnung der Institution zur kulturellen Teilhabe wird meist unter den Begriffen Kulturvermittlung oder Kulturelle Bildung subsummiert. Die Stiftung Preussi-

scher Kulturbesitz, der die Staatlichen Museen zu Berlin angehören, bildet da keine Ausnahme, im Leitbild ist folgendes zu lesen:

*«Wir verstehen kulturelle Bildung als lebensbegleitenden Lernprozess und als kontinuierliche Auseinandersetzung des Menschen mit sich, der Umwelt und der Gesellschaft - unabhängig von Herkunft, Ausbildung und beruflichem Werdegang. Gleichzeitig sehen wir in der kulturellen Bildung einen wesentlichen Faktor für die Stärke einer Gesellschaft (...). Dabei stimmen wir unsere Programme und Angebote gezielt auf die verschiedenen Zielgruppen, Erwartungen und Ansprüche ab. Die kulturelle Bildung von Kindern und Jugendlichen ist eines unserer zentralen Anliegen.»<sup>3</sup>*

Dies impliziert zudem, dass die Möglichkeiten der Publikumspartizipation in deutschen Museen oft auf die Aktivitäten der Vermittlung beschränkt sind. Ich möchte nun einige Beispiele aus den Staatlichen Museen zu Berlin auf ihren Anspruch hin zu einer interkulturellen Öffnung vorstellen, ob dieser damit eingelöst wird, stelle ich gerne zur Diskussion.

Zunächst ein Projekt aus der Nationalgalerie, deren Häuser auch zu den smb gehören, die nicht von mir, sondern von einer Kollegin betreut werden, jedoch steht das Projekt inhaltlich meinen Aufgabengebieten nahe:

2 Dorothea Kolland: Interkulturelle Kultur: Zwischen kultureller Diversität und Transkulturalität. Siehe: In diesem Reader, S. 13.

3 Leitbild der Stiftung Preussischer Kulturbesitz, 23.3.2009, [http://hv.spk-berlin.de/deutsch/wir\\_ueber\\_uns/download/Leitbild\\_spk.pdf](http://hv.spk-berlin.de/deutsch/wir_ueber_uns/download/Leitbild_spk.pdf) (abgerufen am 16.6.2013).

## «Wir haben Gäste» – Netzwerktreffen im Rahmen der Ausstellung «Who Knows Tomorrow»

Die Ausstellung «Who Knows Tomorrow»<sup>4</sup> zeigte 2010 an vier Orten der Nationalgalerie überwiegend in grossen Ausseninstallationen Werke von KünstlerInnen afrikanischer Herkunft. Erstmals in der Geschichte der Berliner Nationalgalerie wurde hier der Kunst Afrikas Raum gegeben. Die afrikanische Community in Berlin sollte, so der Wunsch der Beteiligten, im Rahmen der Vermittlungsprogramme angesprochen und einbezogen werden. Leider lag die letztendliche Freigabe des Vermittlungsbudgets erst vier Monate vor Ausstellungsbeginn: für die Initiierung von partizipativen Formaten also sehr knapp. Da das Augenmerk der Nationalgalerie grösstenteils auf einem europäisch/westlichen Kunstkanon liegt, fehlten auch der verantwortlichen Vermittlerin Kompetenzen zum Thema der Kunst Afrikas und vor allem Vernetzungen mit Initiativen der afrikanischen Diaspora in Berlin. Aus diesem Manko entstand bewusst das Konzept von «Wir haben Gäste».<sup>5</sup>

Drei Monate vor Ausstellungsbeginn traf sich die Kunstvermittlung wöchentlich mit zivilgesellschaftlichen Initiativen, die afrikanische und afrikanisch-diasporische Themen vertraten. Hauptziel war es, sich kennenzulernen, in einen Austausch zu treten, auch über mögliche Konflikte zu diskutieren und gemeinsame Formate für das Programm zu planen. Die Kunstvermittlerinnen verliessen das Museum und besuchten gemeinsam mit einem öffentlichen Publikum die jeweiligen Orte. Bei fast allen Initiativen stiessen sie auf Interesse und Gastfreundschaft. Doch zeigte sich trotz Vorab-Informationen, dass es unausgesprochene, oft vorher unreflektierte Machtpositionen und Rollenzu-

weisungen gab. So waren die Erwartungen der Initiativen höher als vom Museum vermutet: Die Vermittlung agierte hier als Vertreterin der Institution, konnte aber nicht alle Entscheidungen des Projektes treffen. Obwohl die Kuratorin der Ausstellung vereinzelt die Termine begleitete, wurde doch schnell klar, dass alleine aus der Position der Vermittlung heraus, ein solches Format nur skizzenhaften bis symbolischen Charakter hatte. Zeitlich waren die Gespräche viel zu nah an der Ausstellungseröffnung angesetzt, so dass nur in seltenen Fällen die Möglichkeit einer Kooperation während der Ausstellung bestand. Mit der Initiative *AfricAvenir* entstanden dennoch gemeinsame Veranstaltungen. Für die Dokumentation zum Vermittlungsprogramm wurden mehrere Beteiligte gebeten, kritische Kommentare darüber zu verfassen. Judith Strohm (Geschäftsführerin von *AfricAvenir*) zieht folgendes Fazit: «Die Grenzen der Veranstaltungsreihen lagen leider – wie so häufig – in den limitierten Ressourcen begründet. Wir hätten uns eine frühere Kontaktaufnahme durch die Verantwortlichen gewünscht. Möchten die Staatlichen Museen zu Berlin derartige Projekte fortsetzen, so müssen sie die strukturellen Schwächen der meisten Vereine ernst nehmen. Viele Initiativen in Berlin verfügen über zahlreiche innovative Ideen und sehr gute internationale Kontakte. Es ist unzweifelhaft eine grosse Chance, dass sich kleine Vereine im Rahmen eines prestigeträchtigen Programms präsentieren können. Zugleich verfügen diese Vereine jedoch über extrem geringe finanzielle und personelle Ressourcen. Dass wir kurzfristig die konzeptionelle Arbeit der Veranstaltung, die Recherche sowie die Koordination geleistet haben, war eine Herausforderung. Aufgrund des geringen Vorlaufs konnte das Programm sicher nicht das volle Potential an fruchtbaren Kooperationen in einer Stadt wie Berlin erschliessen.»<sup>6</sup>

4 Die Ausstellung «Who Knows Tomorrow» zeigte vom 4.6.–26.9.2010 Werke von El Anatsui, Zarina Bhimji, António Ole, Yinka Shonibare MBE und Pascale Marthine Tayou. Weitere Informationen unter: <http://www.smb.museum/smb/wkt/> (abgerufen am 21.6.2013).

5 Vgl. Bystron, Daniela und Zessnik, Monika: Kulturzentrum oder Museum? Bildungsarbeit und Vermittlungspraxis im Ethnologischen Museum Dahlem und Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin, in: Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion, Bielefeld 2013 (in Vorbereitung).

6 Strohm, Judith: Kommentar zum Begleitprogramm der Ausstellung «Who Knows Tomorrow», in: *Who Knows Tomorrow. Dokumentation Begleitprogramm, Staatlichen Museen zu Berlin/Nationalgalerie* (Hg.), Berlin 2010, S. 23-25.

So stellt sich die Frage, wie man gesellschaftlich und ethisch verantwortlich mit geringen Mitteln und wenig Wirkungsmacht dennoch partizipativ, sozial verantwortlich und glaubhaft arbeiten kann. Ist das aus der Institution heraus, sofern diese andere Zielstellungen oder Schwerpunkte hat, überhaupt möglich? Wie kann die Vermittlung als Vertreterin der Institution (und angeblich Anwältin des Publikums) sich Wirkungsraum verschaffen, um nicht nur symbolisch Aktionen anzubahnen?

Dies zeigte vor allem eines: Bevor eine Institution den Dialog mit dem Publikum aufnimmt, der dann in Aushandlungsprozesse und Partizipationsmöglichkeiten münden kann, müssen diese Prozesse auch intern ausgehandelt werden. Die Islamwissenschaftlerin und Museologin Susan Kamel formuliert es so: Bevor Outreach zum Erfolg für alle Beteiligten führt, muss erst einmal museumsintern Inreach betrieben werden, d.h. in einem intensiven Austausch über die jeweiligen Inhalte, Aufgaben, Ziele und Diskurse zwischen Vermittlung und Kuratoren können kritische, zeitgemässe Ansätze am besten dann kooperativ gedacht und ausprobiert werden, wenn man eine gemeinsame Haltung entwickelt.<sup>7</sup>

Angela Jannelli positioniert sich zu solchen symbolischen Handlungen in ihrer Publikation «Wilde Museen» wie folgt: «Eine magische oder symbolische Handlung ist nur dann wirkungsvoll, wenn sie (...) mit Überzeugung ausgeführt wird. (...) Eine symbolische Handlung, an deren Wahrheitsgehalt nicht alle daran Beteiligten glauben, bleibt blosses Schauspiel und ist damit wirkungslos.»<sup>8</sup> Diese Beteiligten müssen dementsprechend MitarbeiterInnen auf allen Handlungs- und Entscheidungsebenen sein, die nicht nur daran glauben, sondern auch in den Handlungen an einem Strang ziehen – von der Leitung bis zur Vermittlung. So könnten Formate wie «Wir haben Gäste» ein Impuls für die gesamte Museumspraxis sein; Voraussetzung dafür sind interne Reflexionen über Erwartungen und Haltungen.

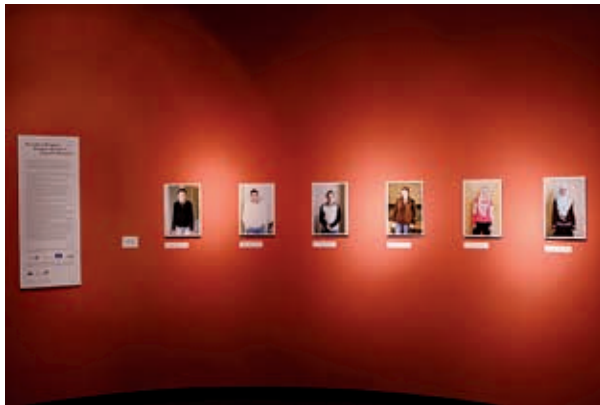
Im Folgenden stelle ich noch zwei Beispiele aus meiner Arbeitspraxis des Ethnologischen Museums vor: Der Start des ersten Projekts liegt zwar schon einige Jahre zurück, aber es hat wohl aufgrund seiner bis dahin einzigartigen Arbeitsweise Vorbildcharakter für Folgeprojekte des Museums, und wir haben die Anfangsinitiative Dorothea Kolland zu verdanken. Seit 2006 legt eine Partnerschaft zwischen dem Neuköllner Albert-Schweitzer-Gymnasium und dem Ethnologischen Museum ihren Schwerpunkt darauf, dass sich die SchülerInnen durch die interaktive Beschäftigung mit der Institution Museum und ihren Inhalten Querschnittskompetenzen aneignen: Dazu zählen insbesondere Teamfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein und interaktives, selbständiges Arbeiten. Etwa 85 Prozent der Schülerschaft der Albert-Schweitzer-Schule haben einen Migrationshintergrund und erlernen Deutsch als Zweitsprache. Etwa  $\frac{3}{4}$  der Schülerschaft gehören muslimischen Glaubensrichtungen an. Dass die Schule bislang eine hohe Rate an SchülerInnen zu verzeichnen hatte, die die Schule mit einem unter der Hochschulreife liegenden Abschluss verliessen, hat laut Aussage des Direktors der Schule weniger mit der intellektuellen Kapazitäten zu tun, die Lerninhalte erfolgreich zu bewältigen, als mit einer verminderten Möglichkeit, eine aktive Teilhabe an der Mehrheitsgesellschaft zu erreichen. Wie Paul Nolte in seinem Buch «Riskante Moderne» konstatiert, sind für Migranten die «Grenzen des sozialen Aufstiegs, der Partizipation an Bildung, der ökonomischen ebenso wie kulturellen Integration in die Mehrheitsgesellschaft auffallend eng».<sup>9</sup> Das erste gemeinsame Projekt gab Schülerinnen und Schülern der achten Klasse die Gelegenheit, das Ausstellungsmachen kennen zu lernen und ihr eigenes, alltägliches Leben zu präsentieren. Das Ergebnis war die Ausstellung «Besonders alltäglich. Alltäglich besonders. Jugend in Neukölln», die im Herbst 2007 im Ethnologischen Museum dem Publikum die Möglichkeit gab, das Leben Jugendlicher aus den Berliner Bezirken Neukölln und Kreuzberg zu erleben.

7 Vgl. Kamel, Susan; Gerbich, Christine: Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion, Bielefeld 2013 (in Vorbereitung).

8 Jannelli, Angela: Wilde Museen. Zur Museologie des Amateurmuseums, Bielefeld 2012, S. 357.

9 Paul Nolte: Riskante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus, München 2006, S. 98.





Eindrücke von der Arbeit für die Ausstellung «Besonders alltäglich. Alltäglich besonders. Jugend in Neukölln.»

Während der einjährigen Vorbereitungszeit hatten die Jugendlichen die Gelegenheit, verschiedene Ausstellungen des Ethnologischen Museums und des Museums für islamische Kunst kennen zu lernen, Gespräche mit Museumsexperten zu führen, Blicke hinter die Kulissen zu werfen, um so herauszufinden, was ein Museum überhaupt ist, was es will, was es kann und wie es funktioniert. Parallel erarbeiteten sie in der Schule gemeinsam mit MitarbeiterInnen der smb die Inhalte der Ausstellung, die Einblicke gab in Schul- und Familienalltag, das religiöse Alltagsleben und die Freizeitkultur der Jugendlichen. Der Berliner Fotograf Thomas Bruns porträtierte die Kinder fotografisch, ergänzt wurden diese Bilder von persönlichen Dingen und Texten, die um die Themen Kindheit, Jugend und Erwachsensein der 14- bis 15-Jährigen kreisten.

Neben der Vermittlung von themenspezifischem Wissen wurden ebenso berufspraktische Inhalte vermittelt, das heisst das Projekt diente durch die Zusam-

menarbeit mit verschiedenen Mitarbeitenden, von HandwerkerInnen über RestauratorInnen und GrafikerInnen bis hin zu MuseumspädagogInnen und KuratorInnen, auch als berufsvorbereitende Massnahme.

Seit diesem Initialprojekt hat sich die Kooperation zwischen Schule und Museum beständig ausgeweitet. Weitere Projekte folgten, die Kontakte dauern an: SchülerInnen absolvieren im Museum Praktika, kommen zu Ausstellungseröffnungen und nutzen das Museum als Recherche- und Informationsraum für schulische Aufgaben.

Durch diese Schulkooperationen wollen wir SchülerInnen ermutigen, Museen nachhaltig und längerfristig als Ort für ihre persönliche und berufliche Entwicklung zu nutzen. Das Projekt stiess aber auch innerinstitutionelle Aushandlungsprozesse an. Nicht alle MitarbeiterInnen im Museum waren von Anfang an begeistert mit einer Gruppe von Jugendlichen zu arbeiten, und dass die SchülerInnen offensichtlich aus einem sozialen

Brennpunktbezirk kamen (abgeleitet durch Kopftücher bei den Mädchen, dicke Silberketten und weite Jeans bei den Jungs) hatte offenbar einige tief sitzende und unreflektierte kulturelle und soziale Zuschreibungen wachgerufen. Zudem kam das Unbehagen, welche Kompetenzen man einem Laienpublikum zugestehen und zutrauen kann. Es gibt zu denken, dass im englischsprachigen Diskurs nicht von Laien, sondern von Pro-Ams<sup>10</sup> - Professional Amateurs gesprochen wird, also externen ExpertInnen, deren Wissen und Kompetenzen die des Museums erweitern.<sup>11</sup> Erfreulich war jedoch, dass fast alle Beteiligten aus dem Museum im Laufe des Prozesses ihre vorgefassten Meinungen positiv revidierten und der stellvertretende Direktor bei einem Direktorentreffen von europäischer Ethnologischer Museen, mit dem Projekt erheblich mehr Aufsehen bei den Kollegen erregte, als mit dem Bericht über unsere gleichzeitig laufende grosse Sonderausstellung.

Seit einigen Jahren stehen die Planungsmassnahmen für das Humboldt-Forum im Vordergrund für die Museen Dahlem. «Im wiedererrichteten Berliner Schloss werden sich in naher Zukunft Museen, Bibliothek, Universität und verschiedene Veranstaltungsbereiche zu einem Treffpunkt von Menschen aus aller Welt verbinden - unabhängig von Herkunft, Alter, Ausbildung, Interessen, Vorwissen oder Vorlieben. Im Humboldt-Forum werden neue Formen des Zusammenwirkens erprobt, eine Vielfalt kultureller und gesellschaftlicher Ausdrucksformen erlebbar, und wissenschaftliche mit künstlerischen Arbeitsweisen verbunden», heisst es auf der Website<sup>12</sup> zu diesem Vorhaben, von vielen als das derzeit wichtigste, aber auch sehr kritisch diskutierte, Projekt der deutschen Kulturlandschaft benannt.

Um diese Ziele heute zu erreichen, ist neben den komplexen Planungsmassnahmen, auch viel Aufklärungsarbeit notwendig. Die medial geprägte, öffentliche Diskussion zeigt, dass die Interessen der verschie-

denen Öffentlichkeiten sehr heterogen sind. Jenseits der Ressentiments, die ein kostenintensives von der öffentlichen Hand finanziertes Projekt bei grossen Teilen der Bevölkerung hervorruft, begrüssen die einen den Wiederaufbau des Schlosses und die für sie damit verbundene Schliessung der baulichen Lücke in der Mitte Berlins. Andere befürworten den Umzug der kulturgeschichtlichen Sammlungen aus dem am Rande der Stadt liegenden Bezirk Dahlem, um die ihnen zustehende Aufmerksamkeit zu fördern. Und eine grosse Anzahl von zivilgesellschaftlichen Initiativen aus dem postkolonialen Diskursumfeld steht sowohl dem aus kolonialen Zeiten stammenden Bau als auch den Inhalten kritisch gegenüber. Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, alle Aktivitäten, die das Humboldt-Forum publik machen wollen, hier aufzuführen.

Ein aktuelles Beispiel möchte ich jedoch nennen. Das Humboldt-Lab<sup>13</sup> dient in den Museen Dahlem als experimentelle Probehühne für das Humboldt-Forum. «Praxisnah und in raschem Zugriff werden ungewöhnliche Methoden der Präsentation erprobt und die dabei gewonnenen Erkenntnisse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht»<sup>14</sup>, heisst es im Flyer zur «Probehühne 1», die im März 2013 eröffnete. Viola König (Direktorin des Ethnologischen Museums) ergänzt diesen Anspruch in ihrer Eröffnungsrede so: «Das Humboldt-Lab hinterfragt gängige Ausstellungspraxen, Themen- und Objektauswahl. Es bringt - eine gewünschte - Unruhe nach Dahlem, vor und auch hinter den Kulissen. Diese Unruhe ist bei den verschiedenen Projekten zu spüren, da sie als Störfaktoren in den bestehenden Ausstellungen präsent sind, den BesucherInnen räumlich oder sensitiv ungewöhnliche Perspektiven wahrnehmen lassen oder die internen Museumsroutinen stören.»

10 Der Begriff Professional Amateur wurde 2004 vom britischen Think Tank Demos geprägt und als Beschreibung einer soziologischen und ökonomischen Entwicklung in deren Rahmen «people pursuing amateur activities to professional standards», Siehe Wikipedia: [http://en.wikipedia.org/wiki/Amateur\\_professionalism](http://en.wikipedia.org/wiki/Amateur_professionalism) (abgerufen am 30.4.2013).

11 Leadbetter, Charles; Miller, Paul: The Pro-Am Revolution. How enthusiasts are changing our economy and society, 2004, s.: <http://www.demos.co.uk/publications/proameconomy> (abgerufen am 30.4.2013).

12 [www.humboldt-forum.de](http://www.humboldt-forum.de) (abgerufen am 30.4.2013).

13 Finanziert von der Deutschen Kulturstiftung des Bundes, [www.kulturstiftung-des-bundes.de/cms/de/sparten/bild\\_und\\_raum/Humboldt\\_Lab\\_Dahlem.html](http://www.kulturstiftung-des-bundes.de/cms/de/sparten/bild_und_raum/Humboldt_Lab_Dahlem.html) (abgerufen am 30.4.2013).

14 [www.humboldt-forum.de/fileadmin/media/dokumente/HLD\\_Flyer\\_Probehuehne1.pdf](http://www.humboldt-forum.de/fileadmin/media/dokumente/HLD_Flyer_Probehuehne1.pdf) (abgerufen am 30.4.2013).

Vier Jahre lang hat das gesamte Team mit dem Humboldt-Lab, die Möglichkeit, seine Ideen auszuprobieren, zu entwickeln oder zu verwerfen. Aus Sicht der Vermittlung sind für die Planung vor allem die Fragen relevant, die das Publikum betreffen und zu mehr Wissen über dessen Interessen verhelfen: Um diese bisher oft noch blinden Flecken zu beleuchten, wurde für das Humboldt-Lab eine Ausschreibung für die Publikums-evaluation gemacht, die einige Projekte in Hinblick auf die Publikumsrezeption untersucht.

Wir führen die Evaluation mit einem Schweizer Partner durch – dem Institute of Art Education (IAE) der Zürcher Hochschule für Angewandte Kunst. KunstvermittlerInnen aus dem Team von Carmen Mörsch, Professorin am IAE, haben in den letzten Wochen und Monaten mittels Ansätzen einer post- und dekolonial informierten Museologie und Methoden repräsentationskritischer Ausstellungsanalysen verschiedene Evaluationswege beschritten: Diese Ansätze machen die Wahrnehmung und Produktion von Andersheit in den Ausstellungen zu einer zentralen Analyse-kategorie. Welche Differenzen werden in der Rezeption erzeugt, untergraben oder reproduziert? Welche Begriffe von «Kultur» werden bei der Konzeption, Gestaltung und dem Besuch einer Ausstellung aufgerufen?

Die Erhebung arbeitet mit Bewegungsmusterstudien und Befragungen des Laufpublikums, doch nicht nur die üblichen soziodemografischen der Nutzerforschung werden erhoben, sondern auch Fragen gestellt wie:

*Waren Sie aufgrund Ihrer Herkunft/Sprache/äusseren Erscheinung/anderem in Deutschland bereits mit Rassismus/Diskriminierung konfrontiert?*

Zudem wurden zwei Fokusgruppen eingeladen, die Humboldt-Lab Projekte kritisch zu evaluieren:

Gruppe 1: Lehrpersonen und SchülerInnen verschiedener Schultypen (Sek I und II)

Gruppe 2: VertreterInnen aus Postkolonialer Theorieproduktion und migrantischem Aktivismus

Ziel dieser Gruppenarbeit war es, erste Aufschlüsse über Rezeptionsverhalten und Deutungsprozesse bei Besuchenden erhalten, die Diskussion mit der zweiten Gruppe sollte die Identifizierung von wenig präsenten aber für den Ausstellungskontext wahrscheinlich relevanten Deutungsmustern ermöglichen. Da das Humboldt Lab vor allem der Entwicklung und Diskussion von Perspektiven für die konkrete Praxis des zukünftigen

Humboldt-Forums dient – auch wenn wir diese in den Probebühnen auch dem Publikum vorstellen – ist ein weiterer zentraler Schritt der Evaluation, die internen AkteurInnen miteinzubeziehen, mit dem Ziel der Erhebung von Einstellungen und impliziten Theorien zu den Aufgaben und Potentialen des Projektes sowie zu seiner Vermittlung. Diese Selbstevaluation ist durchaus ein Novum in der Museumspraxis der Staatlichen Museen zu Berlin.

Es muss abgewartet werden, welche Ergebnisse diese Pilotevaluation bringen und wie weit sie Einfluss auf die Planungsprozesse für das Humboldt-Forum haben wird. Unser Ziel ist jedoch die Ergebnisse der Anfangserhebung in ein Forschungsdesign zu überführen, und zwar für eine längerfristige wissenschaftliche Begleitung von Humboldt Lab und Humboldt-Forum, in die verschiedene Öffentlichkeiten aktiv einbezogen werden.

Auch wenn in dem Feld der interkulturellen oder intersozialen Öffnung noch viel Spielraum besteht, um aus Schlupflöchern transparente Gebilde zu machen: Um die aktive Auseinandersetzung mit der nicht zum Museumsbetrieb gehörigen musealen Öffentlichkeit nicht zu einer «symbolischen Handlung» ohne Wirkungsmacht verkommen zu lassen, müssen sich auch in Museen innerinstitutionelle Haltungen wandeln bzw. sich entwickeln.

Stichwort Inreach: Kuration, Gestaltung und Kommunikation müssen die aktuellen Diskurse der Kunst- und Kulturvermittlung kennen und sich ihnen öffnen, wie es vice versa Aufgabe der Vermittlung ist, die fachspezifischen Diskurse der Museumsgattungen zu kennen.

VermittlerInnen sollten eben nicht als einziges Sprachrohr der Interessen und Bedürfnisse des Publikums, bestenfalls Übersetzerinnen oder wie die Kulturwissenschaftlerin Eva Sturm es ausdrückt «das Medium» sein.<sup>15</sup> Denn alle AkteurInnen der Museen sind gefragt, sich mit der Rolle der Vermittlung in ihren Häusern auseinanderzusetzen und gemeinsam eigene Standpunkte dafür zu entwickeln, die sich in Leitbildern niederschlagen, deren Inhalte in alle(n)

15 Sturm, Eva: Vom Schießen und Getroffen-Werden. Kunstpädagogik und Kunstvermittlung «von Kunst aus», in: Pazzini, Karl-Josef; Sturm, Eva; Legler, Wolfgang; Meyer, Torsten (Hg.): Kunstpädagogische Positionen 7, Hamburg 2005, [http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2008/31/pdf/HamburgUP\\_KPP07Sturm.pdf](http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2008/31/pdf/HamburgUP_KPP07Sturm.pdf) (abgerufen am 30.4.2013), S. 29.

Bereiche(n) der musealen Arbeit übersetzt und umgesetzt werden.

Kulturzentrum und Museum - die von mir gewählte Gegenüberstellung wird von Angela Jannelli in Hinblick auf die Aufgabe wissenschaftlicher Museen so beantwortet:

- «Museen sind symbolische Handlungsräume, in denen mittels des Erzählens über Dinge Beziehungs-, Identitäts- und Sinnstiftungsfragen verhandelt werden können.
- Sie können Orte sein, an denen mittels einer objektiveren Form der Kommunikation gesellschaftlich relevante Fragen diskutiert werden können.
- Wenn wissenschaftliche Museen ihre gesellschaftliche Relevanz erhöhen und eine qualitative Beziehung zu ihren Zielgruppen aufbauen oder stärken wollen, so können sie sich vom wilden Museum - und damit meint Janelli Amateurmuseen - abschauen, dass es beim Sammeln und Ausstellen nicht in erster Linie um das Bewahren und Präsentieren von Objekten geht, sondern dass Dinge über eine wirkmächtige symbolische Dimension verfügen, eine Dimension mittels derer Fragen der Sinnstiftung und Beziehungspflege verhandelt werden können. (...) d.h. sie können lernen, den Dingen und Besuchern mehr zuzutrauen. (...)
- Anstatt den Dialog, der sich in der Ausstellung zwischen Dingen und Besuchern entspinnt, wortgenau vorzugeben, könnte es auch eine Lösung sein, ihn überhaupt erst in Gang zu setzen und abzuwarten, welche Art von Dialog sich entspinnt.»

Doch auch wenn die Disziplin der Kunst- und Kulturvermittlung - als diejenige, die mit ihrer ihr meist innewohnenden Prozessorientierung und Dialoghaftigkeit - dem Publikum am nächsten steht, sind Abgrenzungen und Zuschreibungen über Mentalitäten irreführend. Vielmehr müssen gemeinsame Haltungen gegenüber interkultureller Öffnung zu diversen Öffentlichkeiten und gesellschaftlichen Diskursen in allen Museumsdisziplinen und auf allen Ebenen konstruktiv geführt werden. Also: Keine Angst vor dem Kulturzentrum!









# Interkulturelle Öffnung konkret: Auf dem Weg zu einer Roadmap interkultureller Kulturarbeit

## Gesellschaftliche Teilhabe als strategische Entscheidung

Interkulturelle Öffnung: Diese ist nichts anderes als eine wichtige Facette des grossen, fundamentalen Rechtsanspruchs auf gesellschaftliche Teilhabe: Auf dieses Grundrecht haben sich alle 27 damaligen Mitglieder der Europäischen Union in der Konferenz von Lissabon 2007 geeinigt, auch der Europarat hat dies als Handlungsgrundlage angenommen.

Ein solches Ziel zu realisieren bedarf weniger der Sonntagsreden als vielmehr handfester Aktionspläne an den Werktagen, die konkrete Ziele und Aufgaben identifizieren und Schritte zu deren Realisierung festlegen. Ein wichtiger Schritt ist die europäische Antidiskriminierungsrichtlinie, die ja z. Z. auf allen Ebenen durchdekliniert wird.

Interkulturelle Öffnung: Sie bezeichnet die strategische Entscheidung einer Institution, einer Organisation oder eines Unternehmens, Handlungsansätze zu entwickeln und umzusetzen, die den Anforderungen unserer globalisierten und durch Zuwanderung geprägten Gesellschaften entsprechen. Alle Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte sollen Zugang zu den Dienstleistungen, Produkten und Ressourcen erhalten.

Interkulturelle Öffnung ist sowohl in Bezug auf das Bildungssystem und den Arbeitsmarkt als auch im Hinblick auf soziale Sicherungssysteme sowie Sozial- und Gesundheitseinrichtungen von grosser Bedeutung. Im Kulturbereich ist sie als politisches Konzept erst sehr spät angekommen, gab es doch vielfältige «Ausreden»: «Unser Orchester besteht zu 60 Prozent aus Koreanern, Japanern, Chinesen und Venezolanern – das ist doch international!» oder «Unser Museum zeigt doch Kunst aus aller Welt – was bedarf es mehr?».

Ein wirkliches Einlassen auf Interkulturalität, kultursensibles Zugehen auf Publikum, Wertschätzung von Teilhabe der gesamten Farbigekeit der Gesellschaft ist erst langsam im Werden. In diesem weiten Verständnis reduziert sich Interkulturalität nicht allein auf das Verhältnis von Deutschen und Zugewanderten, sondern gilt ganz umfassend für das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Menschen und ihren Lebensformen und umfasst Unterschiede des Geschlechtes, des Alters, der Religion, der sexuellen Orientierung, der körperlichen Verfasstheit, der sozioökonomischen Lage etc.

Das Konzept von Interkulturalität, bezogen auf das Verhältnis von Autochthonen zu Allochthonen, läuft Gefahr, die kulturelle Perspektive nicht wirklich auf ihre Kernfragestellung zu fokussieren, sondern nationale, ethnische oder religiöse Zugehörigkeiten zu konstruieren und damit soziale Probleme oder ökonomische Benachteiligung zu ethnisieren und zu kulturalisieren. Deshalb muss am Anfang jeglicher Reflexion und daraus abzuleitenden Massnahmen die Frage nach sozialer Exklusion stehen – und von ihr sind viele, aber nicht alle Migranten betroffen. Diese Problematik ist nicht simpel auf die Ebene der Eintrittspreise zu reduzieren, sondern sie hat wichtige Ursachen auf der Ebene von Bildungszugängen und im sozialen Umfeld. Kulturferne, die Migranten gerade aus südöstlichen Regionen unterstellt wird, ist häufig in sozialen Restriktionen begründet.

## Interkulturelle Öffnung bedeutet nicht die Einrichtung eines neuen Minder- heitenprogramms

Interkulturelle Öffnung bedeutet keineswegs, ein Spezialprogramm für Menschen mit migrantischem Hintergrund zu entwickeln. Unabhängig davon, ob das politische Grundkonzept das der Diversity oder des Weges in die Transkulturalität ist: Es geht nicht um Sonderkulturräume oder -bereiche für Menschen mit Migrationshintergrund, sondern um Kultur in all ihren Facetten, offen für alle. Mit der europäischen Antidiskriminierungsrichtlinie ist ein immer wieder sich einschleichender oder noch nicht ausgelöschter Ansatz

(der so nett gemeint sein kann!) Geschichte geworden, der insbesondere bei Kindern und Jugendlichen obsolet und de facto diskriminierend und ausgrenzend ist: Spezialklassen, Spezialprogramme, Spezialkonzepte für Kinder und Jugendliche mit ndH (nicht-deutscher Herkunft), Migrationshintergrund oder wie auch immer grenzen aus. Es soll, kann und darf nicht «Kulturelle Bildung mit ausländischen Kindern und Jugendlichen» als Spezialdisziplin geben, wie gar nicht so selten gedacht.<sup>1</sup>

Kulturelle Bildung muss «all inclusive» sein; sie muss so geprägt sein, dass sie quer durch alle Ethnien, Klassen, Schichten, Herkunft und Sprachen angelegt ist – denn sonst ist sie, entgegen gut gemeinten Intentionen, exkludierend und reethnisierend. Dieses heisst natürlich nicht, dass nicht Hilfestellung z.B. bei sprachlichen Defiziten zu leisten sei, oder dass religiöse Regeln nicht geachtet würden. Dies hat aber nichts mit «Migrationshintergrund» zu tun. Ebenso wie schon heute Kinder und Jugendliche zumindest in Ballungsräumen in interkulturellen sozialen Gruppen aufwachsen und gemeinsam – ohne dass ihnen dieses voll bewusst ist – an und in Transkulturalität leben und arbeiten, ebenso wie Menschen aller Generationen und Herkunft ihre Interessen aushandeln und dabei soziale Herkunft, Schichtenzugehörigkeit, Bildung eine vorrangige Rolle spielen, wird auch Kulturarbeit, werden kulturelle Angebote nur dann für sie sinnvoll sein, wenn sie jenseits von Herkunftskulturen interkulturell konzipiert und realisiert werden.

## Interkulturelle Öffnung ist kein Glaubens- bekenntnis, sondern mit konkreten Interessen verbunden

Interkulturelle Öffnung, ebenso wie «diversity management», ist kein Glaubensbekenntnis, sondern ist mit konkreten Interessen und Handeln verbunden und auf Rechte und Prinzipien gestützt: auf die der Teilhabe-gerechtigkeit, der Menschenrechte und – vermutlich der wirkungsvollste Aspekt – auf wirtschaftliche Effektivität, dem Ansatz des «Diversity Management», bei dem es vor allem um Ausnutzung und Beförderung des Humankapitals geht. Der Kern all dieser Konzepte «ist die Anerkennung von Vielfalt als potenzieller Ressource und die Wertschätzung der Unterschiedlichkeit von Menschen. Sie zielen auf eine gleichberechtigte Teilhabe von Minderheiten und sehen die Sensibilisierung für Unterschiede und die Ausbildung von Reflexionsfähigkeit aller Mitarbeiter vor. Die Umsetzung erfolgt über eine Organisations-, Qualitäts- und Personalentwicklung. Sowohl Interkulturelle Öffnung als auch Diversity Management werden als Querschnittsaufgabe und langfristiger Prozess verstanden. Unterschiede bestehen vor allem in den Beweggründen: Bei Interkultureller Öffnung steht der Gedanke der sozialen Gerechtigkeit und der Verhinderung von Diskriminierung im Vordergrund. Beim Diversity-Management hingegen ist dieses Motiv inzwischen in den Hintergrund gerückt und Wirtschaftlichkeit und die Positionierung am Markt werden stärker betont.»<sup>2</sup>

1 Der leichteren Zugänglichkeit wegen wird bei Verweisen den Online-Publikationen der Vorzug gegeben. Für das 2012 erschiene «Handbuch Kulturelle Bildung» war die Autorin zunächst eingeladen worden, einen Text über Kulturarbeit mit migrantischen Kindern und Jugendlichen zu schreiben. Nach heftigem Protest änderte sich der Auftrag in «Kulturelle Bildung zwischen den Kulturen», in: Bockhorst / Reinwand / Zacharias (Hg.): Handbuch Kulturelle Bildung. München 2012.

2 IKUD: Interkulturelle Öffnung und Diversity Management, S. 3. [www.ikud-seminare.de/interkulturelle-oeffnung-und-diversity-management.html](http://www.ikud-seminare.de/interkulturelle-oeffnung-und-diversity-management.html) (zuletzt angesehen am 30.7.2013)

## Die Interessen des Kulturbetriebs

Die handfestesten Interessen - und dies sind meist eher die ökonomischen und weniger die moralischen - lösen meist auch die handfestesten Massnahmen aus, auch wenn die Interessen eher nach dem Nutzen der Unternehmen gewichtet werden: Humankapital ist wertvolles Kapital.

Aber gerade weil in der Wirtschaft die optimale Umsetzung von Interessen verlangt wird, sollte man durchaus lernen, auch für den Non-Profit-Sektor (und jenseits von Kunst-, Buch- und Medienhandel gehören die meisten Kulturprodukte diesem Bereich an) klare Interessen interkultureller Öffnung zu formulieren, die nicht nur moralisch gut und wahr oder politisch korrekt sind, sondern die nützlich sind.

Ich vermag drei grosse Vorteile bzw. Potenziale zu formulieren, die durch interkulturelle Öffnung freigesetzt werden können - grob und holzschnittartig:

1. Gewinnung neuer Besuchergruppen - Steigerung unserer Akzeptanz. Eingebettet in Beseitigung von Teilhabebarrrieren ist die Besucherschaft in qualitativer wie quantitativer Hinsicht zu verändern und zu entwickeln. Neue Vermittlungsformen sind dafür Voraussetzung.<sup>3</sup>
2. Steigerung der Attraktivität durch Imageveränderung: Neben Garantie der verlässlichen Qualität wird Neugier durch Experimente geweckt. Augenmerk wird gelegt auf die Schaffung von guten Rahmenbedingungen für Innovation und Brutstätten des Neuen. Kulturelle Vielfalt als Hort von Diversität und Differenz, die neue Dynamik bringt, ist häufig die Basis für die Entwicklung von Neuem - dort, wo die Ränder des Differenten sich ineinander verweben und Hybride entstehen. Damit sind nicht nur Institutionen der zeitgenössischen und Avantgarde-Kunst gemeint. Die vielgerühmte «urban culture» setzt voraus, beinhaltet und ermöglicht eine Begegnung vieler Kulturen wie auch von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft. Doch auch eine Konzertreihe mit Renaissance-Musik

kann eine unerwartete Begegnung unterschiedlicher Kulturen beinhalten, wenn deren geronnenen unterschiedlichen Herkunftselemente hör- und sichtbar gemacht werden können.

3. Nutzung und Förderung interkultureller Kompetenz: Im Fokus des kulturellen Lebens, als dessen Motor finden wir immer häufiger die «hybrid identities», Menschen, die von Migration und Erfahrung mit Diversität geprägt wurden. (In meinem Eingangsreferat habe ich ausführlich diese interkulturelle Kompetenz als Motor eines produktiven Weges in eine transkulturelle Zukunft darzustellen versucht.) Die Kulturszene ist davon besonders berührt: Viele von ihnen sind Wanderer zwischen vielen Welten geworden. Sie berichten nicht oder nur marginal von durch Migration ausgelösten Defiziten und Verlusten, sondern vor allem vom Gewinn an Kompetenz und Kreativität durch das Erleben von und Leben in unterschiedlichen Kulturen. Mit Spannung ist die Entwicklung junger Künstler zu beobachten (und zu fördern), die von ihrer Herkunft oder Biografie her unterschiedlichen kulturellen Kontexten angehören.

## Gesucht: Stein der Weisen

Es mag ein grosses, hehres Ziel sein, eine Charta of Diversity für ein ganzes Land, eine Stadt, einen Sektor zu deklarieren: Ein Commitment zur Notwendigkeit von Vielfalt. Im Prinzip ist dieses in der Erklärung der UNESCO zu Kultureller Vielfalt gut und präzise ausgeführt. Und doch, je näher man an das «Eigentliche», die Horte der abendländischen Kultur, die Museen, Opernhäuser, Konzertsäle kommt, desto grösser wird die Hilflosigkeit, diese Erklärung in Aktionsschritte umzusetzen, denn eine «Top-down»-Anweisung bringt wenig und eine «Bottom-up»-Erklärung, die alle verschiedenen Perspektiven vereint, ist schwer zu realisieren.<sup>4</sup>

3 Mandel, Birgit: Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen, Bielefeld 2013.

4 Eine kompetente Zusammenfassung der Strategien von acht Ländern erfolgte mit der von der EU beauftragten Forschungsgruppe «Moving Societies towards Integration», die ihre Ergebnisse 2010 veröffentlichte. Siehe: [http://www.cizinci.cz/files/clanky/708/Moving\\_societies.pdf](http://www.cizinci.cz/files/clanky/708/Moving_societies.pdf) (zuletzt angesehen am 29.7.2013).

Grosse Bremswirkung haben die Einwände, Empfindlichkeiten und Barrieren, die der Kulturbetrieb selbst vorbringt: «Wir sind eh international» (Orchester, Tanzensembles), «wir sind sowieso weltweit vernetzt» (Galerien/Museen), «wir haben so wenig Geld und müssen uns auf unser Kerngeschäft beschränken», «wir dürfen kein neues Personal einstellen»: All diese Einwände – manchmal auch personalrechtlich untermauert – werden gegen mögliche positive oder negative Diskriminierungen, gegen kritische Selbstwahrnehmung vorgebracht – von denen, die sich sonst als Vorhut der Kultursensibilität betrachten.

Diese Schwierigkeiten erlebten wir in Berlin im «Rat für die Künste», als wir uns daran zu machen versuchten, eine Charta of Diversity zu erarbeiten und zu verabschieden, die wir in einer Stadt wie Berlin, die so stolz auf ihre Internationalität ist, für moralisch und faktisch nötig erachteten. Das Integrationskonzept des Senats, eigentlich für alle, die mit öffentlichen Mitteln arbeiten, war zwar als Muster vorhanden, aber galt als unverbindlich und – gerade in seinen personellen Konsequenzen – nicht realisierbar, weil Personalabbau und Einstellungssperren Veränderungen unmöglich zu machen schienen.

Im Ergebnis, nach heftigsten Debatten, verabschiedeten wir keine Charta, die wir allen anderen Kulturinstitutionen zur Unterzeichnung vorlegen würden. Die Bedingungen und Aufgaben waren zu verschieden, sollte diese Charta nicht im sehr Allgemeinen verharren. Es wurde deutlich, dass jede Institution ihrer besonderen Verfasstheit gemäss entscheiden muss – basierend auf der Analyse ihrer eigenen Arbeit und ihres spezifischen Output, und eine eigene «Charta» zu erarbeiten hat – wobei, das zeigte der Prozess im Rat, die Diskussion darüber wahrscheinlich der wichtigste notwendige Schritt ist.

## Mit Roadmaps den Weg beginnen

Aus dieser Erfahrungen leite ich eine grundsätzliche, aber durchaus pragmatische Empfehlung ab: Jede Kultureinrichtung sollte ein Diversity-Konzept erstellen und eine eigene Roadmap zu dessen Erreichung vorlegen. In diesem Arbeitsprozess, dem sich jedes Team, jeder Betrieb stellen sollte, muss immer wieder betont werden, dass Diversity, also Vielfalt und Differenz, viel mehr beinhaltet als ethnisch-kulturelle Aspekte (es

sei nur Gender und Behinderung erwähnt). Dennoch macht diese Konzentration Sinn, um sich mit der Fragestellung des ethnisch-kulturell Anderen (oder gar nicht so Anderen) zu befassen. Diesen Schritt zu gehen, kann als verbindlich erklärt werden und auch im Rahmen von Finanzierung und Förderprogrammen überprüft werden.

Ceterum censeo: Es gibt nicht die mehr oder weniger grosse Gruppe der «Anderen», der Nicht-Schweizer, der Nicht-Europäer: Wir haben als Thema viele Menschen, die alle Individuen mit sehr individueller Prägung, individuellen Begabungen, individuellen Interessen, Wünschen, Hoffnungen, Ängsten, Vorurteilen sind. Verschiedene Muster können darüber gelegt werden – nationale Herkunft, Religion, Geschlecht, Bildungsgrad, soziale Lage –, sie gestatten, in grösseren Massstäben zu denken (wie z.B. gezielt über die «Expats» nachzudenken), aber wir müssen uns immer wieder hüten vor Schubkastensystematiken und Pauschalisierungen.

Dennoch: Nachdenken über Veränderung ist nötig, gerade vor der eigenen Haustür und im eigenen Haus.



## Die Systematik der «drei Ps»

Um einen institutionenspezifischen Aktionsplan interkultureller Öffnung, der die Basis jeglicher zukünftigen übergreifenden Charta sein muss, zu erarbeiten, hat sich bewährt, nach der Systematik der drei «Ps» vorzugehen, denn mit ihnen ist grosso modo - jenseits des Verwaltungs-Backstage-Bereichs - die Arbeit einer jeden Kulturinstitution erfasst:

- Diversity im *Programmangebot* und Konzept
- Diversity des *Publikums* durch Realisierung eines umfassenden Teilhabe-Anspruchs
- Diversity des *Personals* («mainstreaming»)

Ich greife am Vormittag benannte Beispiele und Best Practice auf:

### 1. Diversity im Programmangebot und Konzept

Als Ausgangspunkt der eigenen Arbeit ist deutlich zu machen, dass bzw. wie die jeweilige Institution in einem Schnittpunkt von weltkulturellen Entwicklungen, Leistungen und Einflussphären steht. Damit stellt sich die Frage des «Eigenen» und des «Fremden» immer wieder neu, im einzelnen Kunstwerk, im einzelnen Projekt, in der einzelnen Themenstellung, oder in dessen Summe, so wie es ein Museum in seiner Sammlung präsentiert, in der Gesamtdramaturgie einer Konzertreihe, einer Spielplangestaltung. Formen kultureller Bildung, die in die Produktion Einfluss nehmen, Partnerschafts- und Tandemsysteme können hilfreich sein.

Beispiele:

- Museum of Tolerance (Los Angeles): Öffnung des Fokus auf den Holocaust hin zu dem Thema der alle Menschen angehenden Menschenrechte.
- Berliner Landesmusikrat: Bağlama - Instrument des Jahres 2013.
- The Mayor's Commission on African and Asian Heritage: Londoner Museumsöffnungen - Aufgreifen neuer Fragestellungen von Menschen anderer Kulturen.
- Neuköllner Leitkulturen: Als Ausgangspunkt nicht die «eigene» Leitkultur wählen, sondern die Vielfalt von Wertvorstellungen innerhalb des Gemeinwesens zu Worte kommen lassen.

- ein kleines, besonderes, bisher nicht erwähntes Projekt: «Jodeln International» des Trios transalpin: Ingrid Hammer verfolgt musikalische Jodelspuren um die ganze Welt, stellt diese vor und unterrichtet sie - vergnüglich, gesund und verblüffend.<sup>5</sup> Auch in Basel entdeckte ich Beispiele, die diese Öffnung des Programmangebots vollzogen hatten:
  - «Scheich Ibrahims Traum» im Haus am Kirschgarten des Historischen Museum Basel.
  - «Selam Habibi», die eigenwillige Interpretation der Volksbühne Basel von «Romeo und Julia», die einen sehr spezifisch interkulturellen neuen Zugang zu Shakespeare sucht.
  - Nur gehört und erzählt bekommen, aber dies sehr überzeugend: «Expats - Eidgenossen in Shanghai» vom Theater Basel.

### 2. Diversity des Publikums

Eine Veränderung der Publikumszusammensetzung ist für alle Kultureinrichtungen eine notwendige Aufgabe; wie monokulturell unsere Publika sind, erweist schon der bloße Augenschein, der aber auch wissenschaftlich untersetzt ist.<sup>6</sup> Ein umfassender Teilhabeanspruch sowohl von Seiten potenzieller Nutzer (und Steuerzahler!) als auch der Produzenten, denen die Resonanz eines vielfältigen Publikums nützt - finanziell wie künstlerisch! - ist die Leitfrage dieses Aspekts. Es sollte nicht nur um quantitative Betrachtungen gehen, sondern auch um den künstlerischen Nutzen, der aus dem Dialog zwischen Sender und Empfänger zu erwarten ist. Voraussetzung für Teilhabe sind finanzielle Aspekte, die jedoch meist lösbar sind, Interesse, das manchmal erst zu wecken ist, und Lust und Wohlfühlen. Die Realisierung der Teilhabe eines diversen, kulturell und sozial vielfältigen Publikums erfordert barrierefreie Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, phantasievolle Vermittlungsformen, Modelle kultureller Bildung, neue Veranstaltungsformate, Entwicklung von Kooperations- und Tandemsystemen, Verlassen der «heil'gen Kunsthallen», um nur einige wenige Aspekte zu nennen. Dieser Schritt muss weit über die plakative «Kultur für alle» hinausführen.

5 <http://www.jodeln-in-berlin.de/ingrid-hammer> (zuletzt angesehen am 29.7.2013).

6 [http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/zad/media/zad\\_migranten\\_als\\_publika\\_angebotsseite.pdf](http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/zad/media/zad_migranten_als_publika_angebotsseite.pdf) (zuletzt angesehen am 29.7.2013).

## Best Practice-Beispiele:

- Die Komische Oper Berlin, die mit ihrem «Opera Dolmuş» dorthin geht, wo Migranten leben und ihre Freizeit verbringen - und die dann, wenn «Gegenbesuche» stattfinden, ihr neues (türkisches) Publikum mit türkischen Übersetzungen des Librettos überrascht.
- Das «Weltbürger»-Projekt des Kulturamtes Neukölln: Die Einladung von Neuköllner Migranten und deren verantwortliche Mitarbeit öffnete allein schon über ihren Freundeskreis und ihr Arbeitsumfeld die Ausstellung; Mund-zu-Mund-Propaganda und die aktive Kooperation mit Schulen und Communities machten dieses - und vergleichbare Projekte - zu einer Sache des interkulturellen Gemeinwesens.
- Die Bağlama als Instrument des Jahres 2013 wird vom Landesmusikrat in vielen Konzerten, Workshops, Symposien und Festen präsentiert. Ihre Aktivisten sind überwiegend Türken, die oft in privaten Gruppen und Kursen innerhalb der türkischen Community ihrer Musikliebe nachgehen. Auch Konzerte finden in grösseren Räumen der Community statt. Das Jahr der Bağlama aber öffnet ihnen die Konzerttempel der «Hochkultur» und sie kommen - mit Familien und Freunden - gerne in die Philharmonie oder die Konzertsäle der Universität der Künste. Sie lernen die für sie neuen, bislang verschlossenen Räume kennen.
- Neue «Veranstaltungsarenen» sollten entwickelt und bespielt werden und zwar vor allem im öffentlichen Raum, in Parks, auf Plätzen, also dort, wo die Schwellenangst minimal ist - wie im Mission Park San Francisco oder im Neuköllner Körnerpark.
- Vermittlungsstrategien weit über herkömmliche Theater-, Konzert- oder Museumspädagogik hinaus sind zu entwickeln, wobei Partizipation ernst genommen werden sollte als dies bislang oft der Fall war. Junge Ensembles an Theatern, Kooperationen mit Communities, Patenschaften mit Schulen und Elternvereinen können gute und verlässliche Bündnisse schaffen - in denen schliesslich die Kinder die Eltern in den Kunstort holen, und nicht die bildungsbürgerlichen Eltern die widerstrebenden Kinder.

**3. Diversity des Personals**

Meiner Erfahrung nach ist dies die wichtigste Aufgabe - die Aufstellung einer bunten Mannschaft in den Kulturbetrieben, die auch für die Besucher sichtbar ist, in qualifizierten Aufgaben und nicht (nur) mit dem Besen. Die interkulturelle Öffnung eines Kulturprojektes, einer Institution bedeutet zuvörderst eine Öffnung der Personalstruktur auf allen Ebenen hin zu Menschen mit Migrationshintergrund und eine interkulturelle Qualifizierung der Akteure. Dabei handelt es sich um einen manchmal schwierigen, aber immer wieder auch höchst kreativen Prozess, in dem sich die Institutionen im Sinne eines Mainstreaming befragen müssen, inwiefern sie die Vielfalt in der Gesellschaft, also die unterschiedlichen Hintergründe, Voraussetzungen und Herangehensweisen im normalen Betrieb berücksichtigen. Nach dem Vorbild des «Gender-Mainstreamings» müssen sämtliche Abläufe daraufhin abgeklopft werden, ob sie Personen, egal welcher Herkunft, auch tatsächlich die gleichen Chancen auf Teilhabe einräumen: nicht nur als Garderobepersonal, nicht nur als kurzfristige Projektassistenten, sondern als Teil der Belegschaft.

Dazu müssen ganz klare Massnahmen getroffen werden, z.B.:

- Migrant(inn)en bei gleicher Qualifikation bevorzugt einstellen
- Schaffung von Praktikanten- und Hospitationsstellen
- Repräsentation der Vielfalt der MigrantInnen (Abbau der Dominanz einer Gruppe)
- Gezieltes Ansprechen von MigrantInnen bei der Stellenausschreibung
- Informelle Kanäle nutzen
- Qualifizierung durch Praxis, biographische Erfahrungen berücksichtigen
- Fortbildungsangebote bereitstellen
- Auge auf Gleichbehandlung behalten
- Mehr Vertrauen in MigrantInnen setzen und ihnen die Möglichkeit, geben sich zu beweisen (und sie dabei unterstützen)
- Tandemlösungen für die Einarbeitung (Neuanstellung oder neue Aufgaben)
- Förderung der Vergabe anspruchsvoller Aufgaben für Führungspositione.
- Gezielte Weiterbildung für Führungspositionen<sup>7</sup>

7 Diese Anregungen sind von der Caritas übernommen, sie gelten

Dem Thema «Diversity des Personals» ist in der bereits genannten Studie «Delivering shared heritage» sehr viel und zentraler Platz eingeräumt: «The museum industry is a very white, middle-class profession» - und dies gilt nicht nur für Museen, sondern für den Kulturbetrieb insgesamt. Um dies zu ändern, müsse alles getan werden, um «positive Aktion», also das Eingreifen und nicht das Treibenlassen, als Grundbestandteil von Personalentwicklung der Museen, Archive und Bibliotheken zu leisten: «Positive action is designed to achieve a better and fairer use of the country's human resources. It means taking steps to help minorities compete on an equal basis for opportunities. However, it is not guaranteeing them success; that would constitute positive discrimination.»<sup>8</sup>

Dieser Hinweis auf die Differenz von positiver Aktion und positiver Diskriminierung (die personalrechtlich immer wieder als zweifelhaft gebrandmarkt wird) scheint mir wichtig: Die «positive Aktion» schafft die Chancen für die interkulturelle Öffnung und fördert; entscheidend aber ist letztlich die Qualität und Qualifikation des Menschen, der seinen Platz finden können muss.

Interkulturelle Öffnung muss, wenn sie Wirkung zeigen soll, auch nach aussen sichtbar werden. Insbesondere an den Arbeitsplätzen mit hohem Publikumsverkehr - Information, Ticket-Verkauf - muss vorrangig gehandelt werden. Doch die Veränderungen müssen bis in die Führungsebene reichen.

Best Practice: Der türkische «Animator» der Komischen Oper Berlin, Mustafa Akça, ist im Dramaturgenteam eingebunden und direkt dem Intendanten zugeordnet. Dies war - seiner Aussage und meiner Wahrnehmung nach - die Voraussetzung dafür, dass seine Stimme und seine Vorschläge in der Hierarchie des Kulturbetriebs überhaupt ernst genommen werden. Hier besteht tatsächlich sehr dringender Veränderungsbedarf.

Führungen sollen von Menschen, die ihre Transkulturalität leben oder die sich mehreren Kulturen verbunden fühlen, angeboten werden. Gegebenenfalls sollen sie auch in Migrationssprachen wechseln können, je nach der zu führenden Gruppe. Unabhängig von Sprachfähigkeit ist es Ausdruck von Respekt, in anderen Sprachen als nur Englisch oder Französisch kommunizieren zu können.

Forschungs- und Rechercharbeiten im Gemeinwesen oder in den Communities stossen auf viel grössere Bereitschaft, wenn sie von Nicht-nur-Deutschen unternommen werden, wie dies bei dem Neuköllner Projekt «Gute Töchter - gute Söhne» geschah, und sie schaffen Vertrauensbasis.

Konkrete Aktionspläne der Institutionen können zu einer Charta zusammengefasst werden, die dann insgesamt zu einem kommunalen Konzept zusammenwachsen können - eine Bottom-up-Strategie, die Nachhaltigkeit verspricht.

## Ein kommunales Konzept der interkulturellen Kulturarbeit

Diese Strategie kann und muss durch politische und staatliche Top-down-Massnahmen gestützt werden, und durch Massnahmen, die nicht unmittelbar in Institutionen angesiedelt sind, sondern in der Kulturpolitik und -verwaltung. Intercultural mainstreaming gilt natürlich generell bei Personalpolitik, bei der Aufstellung von Kandidatenlisten auch der Parteien und Beiräte, bei struktureller/urbaner Entwicklungspolitik, bei der Architektur von Kulturpalästen, bei deren Öffnung oder auch Verlassen, d.h. auch ausserhalb der heiligen Hallen präsent zu sein, bei der Umschichtung von Finanzierungen, bei der Infragestellung eurozentristischer Programmpolitik und Sichtweisen, nicht zuletzt durch Heranziehung von Kuratoren mit Migrationserfahrung, bei Förderpolitik und Jurien.

Immer wieder zu Missverständnissen und Streit führt die Frage des - gutgemeinten - Einrichtens eines Förderprogramms «Kultur für Migranten» o.ä. Deutlich möchte ich an dieser Stelle nochmals wiederholen, dass es der Interkulturalität des Kulturbetriebes und auch

aber 1:1 auch für den Kulturbereich. Vgl.: Brücken bauen - Fäden spinnen. Deutscher Caritasverband, [http://www.caritas.de/cms/contents/caritasde/medien/dokumente/dcv-zentrale/migration/doku\\_fachtagungbruecc/doku\\_br%c3%bccken%20bauen%20-%20f%c3%a4den%20spinnen.pdf?d=a&f=pdf](http://www.caritas.de/cms/contents/caritasde/medien/dokumente/dcv-zentrale/migration/doku_fachtagungbruecc/doku_br%c3%bccken%20bauen%20-%20f%c3%a4den%20spinnen.pdf?d=a&f=pdf) (zuletzt angesehen am 24.7.2013).

8 The Mayor's Commission on African and Asian Heritage (Hg): Delivering shared heritage, London 2005.

den Künstlern nicht nützt, wenn Sondermassnahmen für Künstler und Publikumsgruppen mit Migrationshintergrund installiert werden; sie führen zu Ethnisierungen von Programmen und Ausgrenzung ihrer Kunst. Von grosser Bedeutung jedoch ist eine «kultursensible» Jury- und Kuratorenarbeit, die Blicke zulässt in andere Qualitäten und andere Ausdrucksformen. Bedeutsam ist ebenso eine kultursensible und mehrsprachige Form der Öffentlichkeitsarbeit, wichtig sind deutlich interkulturelle Education-Programme mit und an neuem Publikum, z.B. in kulturpädagogischen Projekten (nicht nur mit Kindern!), aber eben nicht als Spezialprogramme für Migranten.

Die zu finanzierenden Kulturinstitutionen müssen – bei konsequenter politischer Haltung der Verwaltung und der politischen Entscheider zugunsten interkultureller Öffnung – auch damit rechnen, dass ihre Etats davon beeinflusst werden, wie ernst sie Diversity-Konzepte und Mainstreaming nehmen. Davon können wiederum britische Kulturinstitutionen einiges berichten, die unter «New Labour» sehr strikt überprüft wurden, doch auch in Berlin werden bei den Haushaltsüberwachungsgesprächen bereits diesbezüglich Fragen gestellt. Ernsthafte und belastbare Evaluierungen, die über quantitative Ergebnisse hinausgehen, liegen bislang allerdings noch nicht vor.

## Verantwortung im Tandem

Interkulturelle Öffnung, transkulturelle Praxis müssen gelernt werden. Nicht nur Fühlen, viel Wissen von gemeinsamem Handeln und vielfältiger Praxis, unterschiedlichen Steuerungsformen und vereintem Auftreten muss erworben werden. Verantwortung abgeben ebenso wie Verantwortung übernehmen muss eingeübt werden. Dem Diversity-Konzept politisch folgend, versuchte sich ein «Experimental-Ausleger» deutscher Integrationspolitik des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge an einem Förderprogramm für «Tandem-Projekte», das jeweils miteinander verpartnerte allochthone und autochthone Organisationen in Anspruch nehmen konnten, mit erheblichem Erfolg, aber mit vielen Kinderkrankheiten behaftet.<sup>9</sup>

9 Vgl. Hirsland, Katrin: Kooperationen stärken - Engagement fördern: Modellprojekte des Bundesamtes für Migration und

Dieses Programm zeigt einen Weg aus sozialarbeiterischem Stellvertreter-Handeln hin zu gemeinsamer Verantwortung.

Das letzte Wort würde ich gerne den Londonern überlassen, die in überzeugender britischer Gründlichkeit und mit durch Kolonialismus und Immigration geprägter Welterfahrung genau diese Handlungsstrategie empfehlen – die der Partnerschaft: eine Strategie, die auch Kern neuer Integrations- und Diversity-Aktionspläne in manchen kommunalen Handlungskonzepten ist und mit Respekt und Anerkennung Ernst zu machen versucht, indem sie Kooperationen in Augenhöhe empfiehlt. Die Londoner schreiben dazu (im zentralen Ergebnisteil ihrer Studie): «Durch die Entwicklung von mehr gleichberechtigten Partnerschaften gäbe es mehr Möglichkeiten, Barrieren niederzureissen und Mythen zu vertreiben, die institutionellen Zugang unter- und erdrückt haben und damit das Mittun der Communities unterliefen. Gleichberechtigte Partnerschaften aufzubauen ist ein Weg, kulturelles Erbe zu modernisieren, um die Vielfalt des modernen, zeitgenössischen London zu reflektieren.»<sup>10</sup>

(Dieser Text war im Verlauf der Konferenz als Einleitung in die Arbeitsgruppenphase positioniert; er ist deshalb von Dorothea Kolland eher pragmatisch-handlungsorientiert ausgerichtet und versteht sich als Ergänzung des ersten Textes.)

Flüchtlinge zur verstärkten Partizipation von Migrantenorganisationen. In: Hunger, Uwe und Metzger, Stefan: Interkulturelle Öffnung auf dem Prüfstand, Berlin 2013.

10 «Through the development of more equitable partnerships, opportunities would be increased to enable the breaking down of barriers and the dispelling of myths that have stifled institutional access and inhibited community engagement. Building equitable partnerships is one route to modernising heritage delivery to reflect the diversity of contemporary London.» In: The Mayor's Commission on African and Asian Heritage (Hg): Delivering shared heritage, London 2005, S. 74.

# Bericht aus den Arbeitsgruppen

Am Nachmittag fanden in fünf moderierten Arbeitsgruppen Diskussionen zu verschiedenen Themen aus den Bereichen Diversity und Interkulturalität statt. Die Gespräche wurden protokolliert und im Sinne der nachstehenden Fragen, Ansätze und Einsichten zusammengefasst.

## Rollenklärung

Eine zentrale Frage aller Teilnehmenden war, inwiefern die Öffentliche Hand (i.e. die Abteilung Kultur) interkulturelle Öffnung verordnen kann oder soll. Diskutiert wurde, ob Interkulturalität gar in eine Leistungsvereinbarung zwischen Subventionsgeber und -empfänger gehört oder ob sie eine Messgrösse für Evaluationsgespräche sein könnte. In der Reflexion über die Rollenverteilung wurden auch Befürchtungen vor zu statischen Messkriterien geäussert. Zeitgleich wurden skeptische Stimmen laut, die vor möglichen Spannungsverhältnissen zwischen Förderzielen (Funktionen) und künstlerischen Intentionen warnten - und davor, dass interkulturelle Kriterien übermässige Anpassungsleistungen der Kulturschaffenden und Institutionen jenseits ihrer eigentlichen Aufträge verlangen könnten. Begrüsst wurden hingegen Fördermassnahmen, die Bestrebungen einer interkulturellen Öffnung begünstigen.

## Diskussion entlang der drei resp. vier Ps

In allen Arbeitsgruppen spielten die von Dorothea Kolland erläuterten drei Ps, an welchen sich interkulturelle Öffnung orientieren kann, eine zentrale Rolle und dienten als wertvolle Diskussionsgrundlage.

- *Programm*: Der wichtige Stellenwert dieses Ps wurde häufig erwähnt, da er offensichtlich Aufschluss über die Grundausrichtung und Zielgruppen einer Institution gibt.
- *Publikum*: Die Möglichkeiten einer Öffnung hin zu einem vielfältigeren Publikum und die damit verbundenen Schwierigkeiten wurden auf verschiedenen Ebenen diskutiert.
- *Personal*: Verhandelt wurden einzelne Aspekte der Rekrutierung von Personal mit interkulturellen Kompetenzen auf allen Hierarchiestufen, aber auch grundsätzliche Fragen der Zusammensetzung von Vorständen, Verwaltungsräten und Kommissionen.

Im Laufe der Diskussionen wurden die drei Ps um ein weiteres P ergänzt:

- *Partnerschaften*: In den Gesprächen kristallisierte sich heraus, dass für eine interkulturelle Öffnung von Kultureinrichtungen und Kunstprojekten MittlerInnen, BrückenbauerInnen und Partnerorganisationen eine entscheidende Rolle spielen.

## 1. Diversity im Programm

Der Einbezug von Diversity im Programm bedingt für Institutionen ein grundsätzliches Nachdenken über die eigene Identität. Für einige Institutionen, insbesondere Museen, steht seit ihrer Gründung das Sammeln von Wissen und dessen Präsentation im Vordergrund. Diese Schwerpunktsetzung entspricht nur noch partiell den Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft und den Anforderungen an ein Museum. Neben dem Sammeln und Präsentieren rückt die Forderung nach Teilhabe, nach Partizipation stark in den Vordergrund: Es geht zunehmend auch darum, durch einen Aktualitätsbezug das Publikum an Inhalten teilhaben zu lassen und diese in Bezug zu anderen Lebenswelten zu setzen. Als wichtiges «Hilfsmittel» werden hier immer wieder Kontaktzonen genannt: Der/die ZuschauerIn soll sich in der Intervention wiedererkennen und das Geschehen mitgestalten können. Angebote und Inhalte müssen in einen Dialog mit dem Publikum treten, das Interesse am Gegenüber muss spür- und sichtbar sein. Das Einlösen dieser Forderung wird zu einer Grundbedingung, die über die institutionelle Relevanz und ihre Aktualität entscheiden wird.

Mit den Diskussionen über Identität, Veränderungen und Neuorientierungen verbunden war auch die Frage, wem die kulturellen Einrichtungen gehören. Viele Institutionen sind auf SpenderInnen und LeihgeberInnen angewiesen. Diese definieren einen Teil der Einrichtungen mit, sie haben ihre Geschichten geprägt und sind ein wichtiges Publikumssegment. Sie wirken mehr oder weniger einflussreich auf die Ausrichtung der Institutionen und können heute in Bezug auf Veränderungen, auf Öffnung hin zu neuen Inhalten und zu neuen Publika auch hinderlich sein. Im Spannungsfeld zwischen Stammpublikum und interkultureller Öffnung wurden zahlreiche Schwierigkeiten verortet.

Es wurde zudem festgestellt, dass die Hinwendung zur Partizipation mit einer inhaltlichen Verschiebung einher geht: An Stelle fertiger Resultate, wie Ausstellungen, Bücher, Kunstwerke, stehen heute künstlerische



Prozesse im Vordergrund. Eine kulturelle Intervention hat heute bestenfalls Laborcharakter und macht das Publikum zu Beteiligten.

## 2. Diversity des Publikums

Die Idee, neue Publika zu aktivieren, wurde als grosse Chance beurteilt: Die Diversifizierung des Publikums ist nicht nur erwünscht, sondern scheint geradezu zwingend. Doch sind damit auch Schwierigkeiten und grundsätzliche Fragen verbunden: Publikumssegmentierungen und deren Anspruch auf Messbarkeit riefen in verschiedenen Gruppen einige Skepsis hervor.

Das Image einer Institution gibt ein bestimmtes Publikumsprofil vor, und schliesst damit andere Publikumssegmente aus. Es scheint ein unerfüllbarer Anspruch zu sein, die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit ansprechen zu können. Einige Institutionen können aufgrund ihrer Ausrichtung massgeschneiderte Angebote für bestimmte Publikumsinteressen anbieten, andere wiederum verfügen nicht über diese strukturelle Flexibilität. Unterschiede betreffend Publikumsstrukturen müssen weiterhin erlaubt sein.

VertreterInnen einiger (weniger) Institutionen deuteten an, dass eine interkulturelle Öffnung herausgezögert wird, da die vorhandenen Ressourcen einer steigenden Nachfrage nicht mehr genügen könnten.

Die Zusammenarbeit mit Schulen, zum Beispiel in Form von projektbezogenen Arbeiten oder themenspezifischen Workshops, scheint ein Erfolgsrezept zur Erschliessung neuer Publikumssegmente zu sein. SchülerInnen werden von vielen Einrichtungen als sehr engagiertes und wichtiges Publikum mit hohem Multiplikatoreffekt wahrgenommen.

Die interkulturelle Öffnung hin zu einem erwachsenen Publikum wurde als schwierigeres Unterfangen beschrieben. Die Kontaktaufnahme und der Dialog mit migrantischen Publika werden von sehr unterschiedlichen Herausforderungen begleitet.

Um eine bestimmte migrantische Community anzusprechen, braucht es u.a. spezifische Projekte. Das erwünschte Zielpublikum muss schon ganz am Anfang eines Projektes, bei der Themenfindung, miteinbezogen werden. Auch gleich zu Beginn müssen Kooperationen und Partnerschaften organisiert werden.

In allen Gruppen bestand Konsens darüber, dass gerade die interkulturelle Öffnung des Publikums - und damit auch das Mischen verschiedener Publika - primär auf der Basis von Projekten erreicht werden kann. Als positives Beispiel dafür wurde wiederholt die Museumsnacht genannt. Bei diesem Anlass ergebe sich die gewünschte Vielfalt, hier funktioniere das Mischen auf unterschiedlichen Ebenen.

Um ein neues Publikum zu erschliessen und neue Begegnungen zu ermöglichen, empfiehlt es sich, die eigene Institution zu verlassen und sogenannte outreach-Projekte durchzuführen. Angebote vor Ort, so zeigten die Erfahrungen, lassen mehr Partizipation zu und ermöglichen, sich neuen Publika glaubhaft anzunähern.

Von diversen Seiten wurde der Wunsch nach neu beispielbaren, offenen Räumen formuliert. Diese Räume sollten bezahlbar sein: Die Mieten für bereits bestehende Räume seien für viele - insbesondere für AkteurInnen aus der Freien Szene - unerschwinglich.

Die Kombination von interdisziplinärem Arbeiten, lokalen Partnerschaften und Angeboten vor Ort, so der Vorschlag einer Arbeitsgruppe, erweitert die Publika und ermöglicht auch eine Durchmischung. Dennoch wiesen mehrere Teilnehmende auf ganz konkrete Barrieren hin, die den Zugang von migrantischen Communities zum kulturellen Angebot erschweren oder gar verunmöglichen: als Beispiele wurden die Sprache oder Geldmangel genannt.



### 3. Diversity des Personals

Eine ernst gemeinte Öffnung betrifft auch massgeblich das Personal der Institutionen: Diversity meint deren personelle Zusammensetzung mit. Hier gibt es offensichtlich grossen Handlungsbedarf. Gerade dort, wo Inhalte programmiert und Führungsentscheidungen getroffen werden, sind gemäss der Rückmeldungen der TagungsteilnehmerInnen nur wenige Menschen mit migrantischem Hintergrund anzutreffen.

Verschiedentlich wurden Befürchtungen laut, dass man eine bessere Durchmischung des Personals in den staatlich geförderten Institutionen durch eine Top-Down-Strategie zu verändern sucht – dass die Abteilung Kultur beispielsweise einen Kanon und Umsetzungskriterien definieren könnte.

Auch wurde kritisiert, dass ein zu starker Fokus auf Diversity und Interkulturalität schnell zu unerwünschten Ethnisierungen führt, also dazu, dass das Personal in In- und Ausländer eingeteilt wird. SkeptikerInnen warnten vor allfälligen amtlichen Verordnungen wie etwa Quoten.

Einige Akteure schilderten die Schwierigkeiten, die schon bei der Besetzung von Praktikumsstellen mit Leuten mit migrantischem Hintergrund entstehen: In migrantischen Kreisen erscheinen Stellen im Kulturbereich oft als nicht zukunftsträchtig. Dass Stellen im Kunst- und Kulturbereich tatsächlich häufig mit einer unsicheren Einkommenssituation verbunden sein können, stellt eine Schwierigkeit bei der Rekrutierung von interkulturell diversem Personal dar.

Kontrovers diskutiert wurde ebenfalls die Besetzung von Stiftungs- und Verwaltungsräten, von Juries und Kommissionen: Auch hier muss eine interkulturelle Öffnung stattfinden, die Besitzstände tangieren darf. Im Moment sind diese Gremien noch immer vorwiegend männlich und schweizerisch bzw. westeuropäisch.

Um im Bereich Personal eine nachhaltige Veränderung zu erreichen, ist es wichtig, dass die Institutionen Entwicklungsstrategien in Bezug auf ihr Personal erarbeiten. Dazu gehört auch, dass in die Ausbildung des Personals investiert und gezielt Nachwuchsförderung betrieben wird.

### 4. Partnerschaften und Kooperationen

Auf die Wichtigkeit von spezifischen Projekten und von frühem Einbezug der migrantischen Communities wurde weiter vorne bereits hingewiesen. Parallel zur Themenwahl müssen entsprechend Kooperationen und Partnerschaften aufgebaut werden. Kooperationen, darüber bestand Konsens, erzielen einen wertvollen Multiplikatoreneffekt.

An der Tagung waren mehrere TeilnehmerInnen präsent, die bereits als VermittlerInnen zwischen kulturellen Institutionen und migrantischen Communities fungieren. Auch der Freien Szene wird eine Mittlerfunktion zwischen Institutionen und neuen Publika zugeutraut, da die interkulturelle Öffnung in den Produktionsgemeinschaften der Freien Szene häufig bedeutend weiter voran geschritten ist als in den traditionsreichen Institutionen.

Intensiv diskutiert wurde die Organisation von Kooperationen: Gerade bei Kooperationen ist es wichtig, dass die Institution sich aus ihrem eigenen Rahmen bewegt, dass sie sich also – wie die anvisierten PartnerInnen – auf unbekanntem Boden begibt. Die eigene «Comfort Zone» muss verlassen werden, damit etwas Neues und Gemeinsames entstehen kann. Es geht darum, einen sogenannten dritten Raum ausserhalb der je vertrauten Orte zu schaffen und auf «unbespieltem Terrain» etwas Neues entstehen zu lassen.

#### Fazit

Die Diskussion in den Gruppen machte deutlich, dass interkulturelle Öffnung vielfältige Perspektivenwechsel einfordert. Der Prozess, der zu einer gelebten interkulturellen Öffnung führt, wurde anhand von Praxisbeispielen als reibungsvoll, unsicher, konfliktgeladen, aber auch als grosse Bereicherung beschrieben. Die Auseinandersetzung mit Eigen- und Fremdbildern fordert Interesse, Flexibilität und Mut. In den vielschichtigen und engagierten Gesprächen der Tagungsteilnehmenden war davon viel zu spüren.



# Round Table 2

**PHILIPPE BISCHOF**

Leiter Abteilung Kultur Basel-Stadt

**ANDREA BIGNASCA**

Leiter Antikenmuseum Basel und Sammlung Ludwig

**DOROTHEA KOLLAND**

ehemalige Leiterin Kulturamt Berlin-Neukölln

**GESPRÄCHSLEITUNG: INÉS MATEOS**

## Publikum: Erfahrungen mit inter- kultureller Öffnung

**Inés Mateos:** Gibt es Projekte, in denen das Antikenmuseum die heiligen Hallen verlässt oder diese vielleicht auch entweicht, und sich die Leute ins Haus holt, die es sonst nicht erreicht?

**Andrea Bignasca:** Es ist ein Problem, dass die Museen als heilige Hallen gelten. Wenn wir nur die Dauersammlung präsentieren würden, hätten wir 10'000 bis 15'000 BesucherInnen pro Jahr. Da stellt sich sofort die Frage nach unserer Existenzberechtigung. Das Antikenmuseum organisiert deshalb eine Reihe unterschiedlicher Angebote - z.B. Sonderausstellungen -, die auch ein diversifiziertes Publikum ansprechen wollen. Es ist schon möglich, eine grosse Blockbuster-Ausstellung nach der anderen zu präsentieren. Für riesige Projekte finden wir auch leicht Sponsoren. Es ist uns jedoch wichtig eine Balance zwischen kleinen und grossen Anlässen mit ganz unterschiedlichen Partnerschaften und Publika zu halten. Die Ausstellung über Jordanien war eher eine klassische Ausstellung der älteren Art. Die nächste Ausstellung mit dem Titel «Wann ist man ein Mann» fragt nach Männerbildern und -rollen im antiken Griechenland im Vergleich zu heute. Es wird künftig häufiger thematische Ausstellungen mit einem direkten Aktualitätsbezug geben. Aber von Zeit zu Zeit auch Projekte mit sensationellen Funden, die dann im Vordergrund stehen.

## Interkulturelle Öffnung als Verordnung?

**IM:** Herr Bischof, ich stelle Ihnen jetzt die Frage, die ich Ihnen heute, nach allem was wir alles gehört haben, stellen muss: Wird die Road Map hin zu einer interkulturellen Öffnung der Basler Kulturinstitutionen Bestandteil der nächsten Subventionsverhandlungen?

**Philippe Bischof:** Dieser Prozess ist auf verschiedenen Ebenen schon länger im Gang. Zum einen hat man im Kulturleitbild sehr deutlich versucht, die Interkulturalität nicht nur anzusprechen, sondern auch als Ziel der Kulturförderung zu benennen - und damit auch der kulturellen Institutionen, die gefördert werden. Es gibt die Education Projekte der Region Basel, die vieles von dem, was heute diskutiert wurde, seit sechs Jahren umsetzen. Die haben wir jetzt in die freie Szene hinein erweitert. Während des Aushandelns der Leistungsvereinbarungen mit den Institutionen wollen wir diese Forderungen, die im Raum stehen, in Gang setzen und sie aber auch mit einer gewissen Verbindlichkeit einfordern. Ich selbst bin jedoch vorsichtig, dass ich nicht an die Verordenbarkeit einer Umsetzung glaube. Ich zähle auf einen Dialog. Das Interesse muss aus den Institutionen kommen, da es um die Zukunft der Institutionen geht. Insofern kämpfe ich dafür, dass die Leistungsvereinbarungen, die wir entwickeln, zu der Beschäftigung mit dem Thema auffordern. Dies ist aber keine Verordnung, dass so und so viele interkulturelle Projekte gemacht werden müssen. Es geht um die Relevanz der Institution im weitesten Sinne, um den Auftrag der Vermittlung, darum dass man sich um die Zukunft des Publikums, aber auch um die Maturität der Inhalte kümmert. Also: Ja, wir arbeiten daran und suchen nach der richtigen Form.

**IM:** Frau Kolland, wie muss Ihrer Erfahrung nach die Mischung zwischen Verordnung und Dialog sein?

**Dorothea Kolland:** Das ist eine pikante Sache. Ich bin auch überhaupt nicht dafür, Verordnungen zu machen. Wenn man erfahren und trickreich ist, dann kann man Verordnungen immer umgehen. Darum kann es nicht gehen. Dennoch bin ich der Meinung, dass man es nicht einfach dem freien Spiel der Kräfte überlassen sollte, ob sich die Institutionen, die Steuergelder erhal-

ten, mit dem Thema befassen. Wie sie dies tun, und was dabei herauskommt, das muss den Institutionen überlassen sein. Es ist jedoch sinnvoll, diesen Prozess zu beobachten und zu erfragen. Man muss versuchen den Nutzen für die eigene Institution zu begreifen. Wenn die Kosten-Nutzen Relation - nicht nur in finanzieller Hinsicht - richtig begriffen wird, dann wird da auch etwas passieren. Mit der Konferenz hier ist das Thema nicht einfach erledigt. Genau so wie man nachhaltige interkulturelle Arbeit als Institution nur dann machen kann, wenn man ständig dran bleibt, so meine ich, muss auch die Seite der Förderung ständig dran bleiben. Aber mehr im Sinne von Interesse, anstatt Druck auszuüben.

## Mit neuen Impulsen öffnen

**IM:** Haben Sie, Herr Bignasca, denn durch die heutige Tagung neue Impulse für einen solchen Prozess erhalten?

**AB:** Ich habe heute verschiedene Impulse bekommen. Ob sie wahnsinnig neu sind, weiss ich nicht. Für mich war es wichtig zu hören, dass man auch ausserhalb der eigenen Institutionen etwas tun muss. Es wurde auch deutlich, dass man nicht einfach ein Riesenprogramm, ein Riesenangebot zusammenstellen und dann warten kann, dass die Leute kommen. Man muss wirklich das Gespräch suchen und ausserhalb des Museums etwas tun. Ich hatte schon früher die Gelegenheit dies auszuprobieren, als ich persönlich in Schulklassen gegangen bin, um etwas über die Römer und Griechen zu erzählen. Sofort war das Interesse und die Neugierde der SchülerInnen da, und die kommen deshalb dann auch zu uns. Ich habe heute eine Bestätigung unserer bisherigen Praxis und unserer Erfahrungen erhalten. Wichtig ist auch die Thematik der Kooperationen und Partnerschaften mit anderen Institutionen, nicht nur mit Museen. Nebst Ausstellungen und Museumsnacht gibt es auch verschiedene andere Gefässe: Feste und Feierlichkeiten sind da auch wichtig.

Vor zwei Jahren haben wir ein Bistro eröffnet. Das scheint nicht so besonders, aber ich stelle fest, dass seither Leute ins Museum kommen, die früher nicht gekommen sind. Darüber hinaus ergibt sich auch die Möglichkeit verschiedener Aktivitäten rund um das Bistro: Führungen mit Apéritiv oder Nachtessen, Networking-Möglichkeiten. Das Bistro ist bei weitem nicht nur ein kulinarisches Angebot.

## Diversity auf der Personalebene

**IM:** Neben dem Publikum und dem Programm nun das dritte P: Wie sieht die Diversität bei Ihrem Personal aus? Haben Sie da Ideen, oder haben Sie schon eine gewisse Diversität?

**AB:** Ich kann mich nicht beklagen. Wir haben Tschechen, Holländer, Tessiner, Deutsche. Grundsätzlich ist bereits jetzt eine Diversität bei unserem Personal vorhanden, die aber in Zukunft noch verstärkt werden kann. Wir müssen auch noch mehr Frauen in entscheidenden Positionen haben. Wir versuchen dies zu verbessern.

**IM:** Herr Bischof, sind Sie glücklich mit der aktuellen Personalpolitik der kulturellen Institutionen in Basel?

**PB:** Ich kann das nicht so global beantworten, es sind fünf staatliche Museen mit über 500 MitarbeiterInnen, ich habe da nicht die volle Übersicht. Wir haben von fünf Direktionen, drei Schweizer - davon ist einer Tessiner - eine Deutsche und eine Luxemburgerin. Das spiegelt ziemlich genau den Ausländeranteil der Bevölkerung wieder, das finde ich in Ordnung. Ich glaube jedoch auch, dass es im Bereich Personal noch viel zu machen gibt. Es ist eine Frage des Bewusstseins und der Signale, die wir in der Anstellungspolitik geben. Es ist nicht so, dass wenn Frau Jungblut das Historische Museum leitet, dies ein Signal ist, dass man nun hier europäischer denkt. Im Vorfeld der Anstellung wurde sehr intensiv darüber diskutiert, ob eine Luxemburgerin dieses Haus leiten kann. Es ist mir sehr wichtig, in solchen Fällen standhaft zu bleiben und zu sagen: «Ja, natürlich, wenn sie die Qualitäten mitbringt, ist es möglich.»

Mit der Zusammenstellung unserer Förderkommissionen bin ich nicht zufrieden. Diese sind, meines Erachtens, noch sehr einseitig besetzt. Wir haben im Literaturausschuss erstmals eine türkische Übersetzerin, ansonsten sind wir noch sehr eindimensional aufgestellt. Da sind wir in der Pflicht uns zu öffnen und zu schauen, welche Kompetenzen und Herkünfte es braucht. Wir haben auch festgestellt – das war eben auch ein Auslöser für die Entscheidung nach einer migrantischen Persönlichkeit für diesen Fachausschuss zu suchen – dass wir sehr wenig Projektgesuche von Leuten mit migrantischem Hintergrund haben. Wir haben nachgefragt, und es hat sich gezeigt, dass viele Leute entweder die Kulturförderung nicht kennen oder aber, dass sie sich angesprochen fühlen.

**DK:** Mit einem solchen Nachholbedürfnis habe ich aus meiner Praxis keine Erfahrung. Die Projektanträge waren immer relativ bunt und heftig. Es gab jedoch auch Situationen, wo sich die Frage der Qualität der Anträge stellte. Als jemand, der Geld mitzuverantworten hat, habe ich auch immer wieder versucht, Bündnisse anzuregen. Eine andere Möglichkeit wäre, dass man dazu übergeht, Preise zu vergeben. Gerade wenn man künstlerische Innovation will.

**IM:** Ich möchte an dieser Stelle die Diskussion gerne für das Publikum öffnen.

## Fragen aus dem Publikum

### Publikumsfrage 1:

Wenn man Begegnungen ermöglichen will, muss man alle Seiten berücksichtigen, nicht nur die sogenannten Fremden, sondern auch die sogenannten Einheimischen. Doch ist die Bereitschaft zur Begegnung nicht automatisch gegeben. Welche Erfahrungen hat Frau Kolland in Berlin gemacht, welche Begegnungen funktionieren und welche nicht?

**DK:** Das ist manchmal ganz schwer: Da macht man zum Beispiel ein grosses Konzert mit kroatischen und griechischen Chören. Und dann ist der erste Punkt, dass die Biodeutschen fehlen. Der zweite Punkt ist, dass die Griechen zum griechischen Chor kommen und die Kroaten zum kroatischen Chor. Das ist nicht zu ändern. Das passiert, wenn man zu sehr Community-orientiert arbeitet. Ein möglicher Ansatz kann sein, dass man Partnerschaften vorher verabredet und so verschiedene Gruppen miteinander verbindet. Die Steuerung der Publikumsdiversität ist unbedingt notwendig, denn eine solche entsteht nicht von allein. Das «eigene» Publikum muss deshalb ebenfalls geplant eingeladen werden. Wenn man jedoch mit der Gruppe der 20- bis 35-Jährigen etwas machen will, kommt es auf den nationalen Hintergrund gar nicht an, hier geht es eher darum, ob die Location angesagt ist, und ob das Projekt mit den richtigen Begriffen kommuniziert wird. Ich denke, es gibt da keine globale Antwort darauf.

**IM:** Philippe Bischof, gibt es bei Ihnen Aktivitäten, die spartenübergreifende Kunstformen fördern?

**PB:** Ja, unbedingt. Ich habe vorhin die Education Projekte genannt, die vor 1 ½ Jahren um kult&co in die freie Szene erweitert wurden. Dort wird ganz bewusst spartenübergreifend ausgeschrieben. Mit Triptic haben wir auch ein triregionales Projekt, welches spartenoffen ausgeschrieben ist. Viele Basler Gruppen sagten mir dazu, dass sie so endlich die Projekte machen konnten, die sie schon immer machen wollten. Gleichzeitig hatten wir im Rahmen des Kunstcredits zwei Jahre lang ein interdisziplinäres Förderelement ausgeschrieben, das jetzt mangels Nachfrage eingestellt wird. Die bildende Kunst hat sich ohnehin stark entwickelt, viele Projekte

sind schon sehr interdisziplinär. Fabian Chiquets Forderung nach Gleichzeitigkeit müssen wir in der Kulturförderung noch sehr viel stärker beherzigen. Es ist ein Kampf dahin zu kommen, weil die Legitimation, Mittel zu erhalten häufig über die Zuschreibung zu bestimmten Sparten läuft. Wir haben in Basel mit der Jugendkulturpauschale ab dem nächsten Jahr ein weiteres Förderelement, das ganz offen formuliert ist. Unsere Aufgabe ist es, nachhaltige Projekte zu unterstützen.

#### Publikumsfrage 2:

Mich interessiert das Thema «Draufsicht». Wir haben heute gesehen, dass es Projekte und Einrichtungen gibt, die ein grosses interkulturelles Netzwerk in Basel haben, aber die anderen wissen nichts davon. Sind diesbezüglich Evaluationen geplant?

**PB:** Die Draufsicht im Sinne einer Evaluation ist Aufgabe der Abteilung Kultur und auch von anderen Institutionen und Gremien, wie etwa der Kulturkommission des Grossen Rates, der Museumskommission, von Verwaltungsräten und Vereinsvorständen. Es ist wichtig, dass diese Gremien Themen setzen und Forderungen stellen, auch in Bezug auf interkulturelle Öffnung. Meine Erfahrung nach zwei Jahren ist, dass die Widerstände in den Institutionen gegenüber bestimmten Themen viel geringer sind, sobald man mit ihnen darüber spricht. Das heisst, es geht auch darum, das Thema zu setzen – das sehe ich als Aufgabe von uns und deswegen auch diese Tagung heute. In diesem Sinne: Draufsicht ja, ich bin aber für grösstmögliche Vielfalt im Umgang mit Interkulturalität.

**IM:** Herr Bignasca, Sie haben ja ein ganz spezifisches Haus: Wie vernetzen Sie sich?

**AB:** Wir machen schon einiges, aber es gibt noch mehr zu tun. Wir haben verschiedene Kooperationen mit den Schulen, mit vielen anderen Kulturinstitutionen hier in Basel allerdings noch nicht. Darum bin ich auch hier heute. Ich habe mich gefreut, viele Leute aus anderen Kultursparten kennenzulernen.

#### Publikumsfrage 3:

Diese Tagung war sicherlich wichtig, weil wir hier darüber nachdenken können, was wir in den Institutionen eigentlich tun, und was wir anders machen können. Gleichzeitig erlebe ich in meinem Alltag, dass Interkulturalität oder Diversity auf vielen verschiedenen Ebenen stattfindet. Wenn ich zum Beispiel ein Schulhausfest besuche, ist dies extrem divers, und es funktioniert sehr gut, ohne dass Diversity drauf steht. Wäre es nicht sinnvoller, Projekte zu machen, ohne sie mit Diversity anzuschreiben? Wenn die Projekte vom Inhalt her gedacht sind, etwa bei «Wann ist man ein Mann» oder «Schuldig», dann wird diese spezifische Perspektive ganz bestimmt in das Thema einfließen. Ist es vielleicht ein Problem, wenn wir jetzt überall Diversity draufschreiben? Und ist es eigentlich kontraproduktiv für das, was wir eigentlich wollen, nämlich eben nicht in Schubladen zu denken?

**DK:** Natürlich geht es nicht darum, überall Marmeladengläser-Etiketten zu verteilen und Diversity draufzuschreiben. Wenn wir mit jungen Menschen arbeiten, dann ist Diversity und interkulturelle Kompetenz drin, egal ob's draufsteht. Dennoch ist es wichtig, dass wir auf der Management- und Konzeptionsebene darauf achten und fördern, dass diese Elemente weiterentwickelt werden, und dass sie Entwicklungsspielraum erhalten. Es geht nicht darum zu sagen, jetzt machen wir das grosse Diversity-Programm, ich glaube nicht, dass dies die richtige Linie ist.

## Wesentliche Erkenntnisse

Zum Schluss führt Inés Mateos die verschiedenen Diskussionsstränge mit der Frage zusammen, was für Andrea Bignasca, Philippe Bischof und Dorothea Kolland der wichtigste Punkt der Tagung gewesen sei. Andrea Bignasca sieht das Wesentliche darin, die Brückenfunktion von Institutionen in Zukunft stärker wahrzunehmen. Dorothea Kolland betont die wichtige Ergänzung ihrer analytischen Perspektiven auf Personal, Programm und Publikum um diejenige der Partnerschaften. Philippe Bischof fühlt sich bestärkt darin, dass die Zeit reif sei für die Auseinandersetzung mit dem Thema «Interkulturalität» und «Diversity».









# Tagungsergebnisse und -erkenntnisse im Überblick

## 1. Kontextualisierung

Wir leben in einer Gesellschaft, die zunehmend mobiler und internationaler wird, und durch Migrationsbewegungen von Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen geprägt ist. In Basel besitzen rund 34 Prozent aller EinwohnerInnen keinen Schweizer Pass. Davon besuchen nur rund 3 Prozent kulturelle Einrichtungen und öffentlich finanzierte Kulturereignisse. Alle TagungsteilnehmerInnen waren sich einig, dass eine interkulturelle Öffnung des gesamten Kulturbereichs notwendig und erstrebenswert ist, da darin ein grosses bisher mehrheitlich ungenutztes kulturelles und gesellschaftliches Potenzial erkannt wird. Viele Institutionen und Kulturschaffende wollen diese Herausforderung mit Interesse und Elan annehmen, zugleich wurden an der Tagung aber auch Unsicherheiten und Berührungängste formuliert. Die zentrale Frage lautete: Wie kann eine interkulturelle Öffnung der Institutionen erfolgreich vorangetrieben werden?

## 2. Begriffserklärung als Ausgangspunkt

Die Abteilung Kultur versteht den Begriff Interkultur in Anlehnung an den deutschen Migrationsforscher Mark Terkessidis: «Eine Interkultur entsteht durch den Prozess des Aufeinandereinkommens verschiedener, mindestens zweier Kulturen, die in Interaktion oder Kommunikation miteinander stehen. Die Interkultur ist somit stark variabel und dynamisch. Sie beschreibt kein statisches Abhängigkeits- oder Dominanzverhältnis der Kulturen. Die beteiligten Kulturen oder Teile dieser werden in diesem Prozess nicht nur addiert, sondern bilden, sich gegenseitig beeinflussend, eine neue «Kultur», eine Interkultur. Der Begriff wird positiv verwendet und umschreibt einen konstruktiven Interaktionsprozess.»

Wurde an der Tagung von interkultureller Öffnung gesprochen, so meinte diese nicht Spezialprogramme oder Sonderräume für Menschen mit migrantischem Hintergrund, sondern die Gewährleistung von Teilhabegerechtigkeit und eine Öffnung gegenüber allen Ethnien, Klassen, Schichten, Herkunftsn und Sprachen der Basler Bevölkerung. Mit der Setzung von Interkultur als Förderschwerpunkt geht es kulturpolitisch vor allem um die Erweiterung der Teilhabe von unterschiedlichen Bevölkerungskreisen an Kunst und Kultur.

## 3. Interkulturelle Öffnung auf drei resp. vier Ebenen

Eine interkulturelle Öffnung sucht nicht nur nach neuen *Publika*. Sie umfasst ebenso das *Personal* von kulturellen Institutionen und VeranstalterInnen auf allen Hierarchiestufen, und manifestiert sich insbesondere in Bezug auf das *Programm* bzw. auf die thematische Schwerpunktsetzung. Diese drei Ebenen bezeichnete Dorothea Kolland als die drei Ps, an denen sich die interkulturelle Öffnung orientieren soll.

Während der Tagung wurde deutlich, dass es für eine gelungene interkulturelle Öffnung auch *Partnerschaften* braucht: Kooperationen mit migrantischen Communities, mit VermittlerInnen und zivilgesellschaftlichen BrückenbauerInnen.

## 4. Erfahrungsberichte

Die meisten der anwesenden TeilnehmerInnen konnten bereits von ersten Erfahrungen mit interkultureller Öffnung und Diversity Management berichten. An der Tagung fand ein angeregter Erfahrungsaustausch statt. Oft wurde dabei auf edukative Vermittlungsprojekte mit Kindern und Jugendlichen verwiesen, die meist zusammen mit Schulen organisiert wurden.

Weit schwieriger gestaltet sich offenbar eine Öffnung in Bezug auf erwachsene *Publika* mit Migrationshintergrund. Hier, so der allgemeine Tenor der Tagung, wurde bisher weniger riskiert oder getestet. Die konkreten Zahlen der elektronischen Umfrage bestätigten diesen Eindruck aus den Gesprächsgruppen: In Bezug auf interkulturelle Öffnung im Kulturbereich stehen die meisten Einrichtungen erst am Anfang.

## 5. Unterschiede zwischen Freier Szene und institutioneller Kultur

Im Umgang mit interkultureller Öffnung Richtung Publikum werden Unterschiede zwischen der Freien Szene und der institutionellen Kultur konstatiert: Die Ensembles der Freien Szene bilden öfter eine kulturelle Vielfalt ab, die Programme werden flexibler gestaltet, die Spielorte variieren und erobern auch kulturelles Brachland, die Sparten werden gemischt, was dazu führt, dass immer wieder neue Kooperationen eingegangen und unterschiedliche Partner gesucht werden.

Das Vorhaben einer interkulturellen Öffnung kann bei kulturellen Einrichtungen wie Museen und Theatern mit langjährigen Selbstverständnissen und Leistungsaufträgen kontrastieren. Sie sind durch ihre Geschichte, ihr Stammpublikum und auch ihren meist

festen (Spiel-)Ort oft weniger beweglich. Entsprechend stehen sie vor einer besonders grossen Herausforderung im Umgang mit der Thematik.

### 6. Projekte anstelle von Präsentation

Interkulturelle Öffnung fordert echte Partizipationsprozesse: Stand früher die Präsentation im Zentrum einer kulturellen Intervention, rückt heute der Prozess, die gemeinsame Erarbeitung von Projekten in den Vordergrund. Miteinbezug und Teilhabe bedeuten eine egalitäre Rollenteilung, die dem Publikum eine aktive, nicht nur rezipierende Rolle zu gesteht. Institutionen und AkteurInnen aus allen kulturellen Bereichen sind aufgefordert, Foren zu schaffen, um mit ihrem Gegenüber auf Augenhöhe ins Gespräch zu kommen. Die von den Institutionen lancierten Inhalte müssen einen lebensweltlichen Bezug zu ihren (neuen) Zielpublika herstellen können.

### 7. Der dritte Raum als Fernziel

Um Begegnungen zu ermöglichen, die etwas Neues und Gemeinsames entstehen lassen, ist es wichtig, dass alle AkteurInnen – also auch die VertreterInnen kultureller Einrichtungen – ihre «Comfort Zone» verlassen. Dabei müssen die jeweils eigenen Strukturen und Diskussionskulturen überdacht und neu definiert werden. Es geht darum, einen gemeinsamen sogenannten *dritten Raum* ausserhalb der je eigenen Institution zu schaffen. Dies gilt für Begegnungen mit dem Publikum genauso wie für die Auswahl von tragfähigen Kooperationen.

### 8. Partnerschaften und Kooperationen

Um Kontakte zu schaffen, sind gut ausgewählte VermittlerInnen zentral. Sie sollten gleich zu Beginn eines Projektes miteinbezogen werden, so dass die Art und Weise der Kooperation schon früh definiert werden kann und das Projekt ein gemeinsames wird.

Aufgrund ihrer Arbeitsweise und -erfahrung können sich auch KünstlerInnen der Freien Szene als TüröffnerInnen zu einem diversen Publikum eignen.

### 9. Personalpolitische Konsequenzen

Interkulturelle Öffnung betrifft auch alle Ebenen der Personalführung. Dazu gehört eine gezielte Rekrutierung von Personal mit Migrationshintergrund genauso wie Nachwuchsförderung und Personalentwicklung zur Sicherung von interkulturellen Kompe-

tenzen. Damit die Situation in den kommenden Jahren nicht unverändert bleibt und Ressourcen zu lange brach liegen, muss die Rolle der Öffentlichen Hand in dieser Angelegenheit mitdefiniert werden.

### 10. Veränderungen brauchen Zeit

Die anvisierte interkulturelle Öffnung ist für viele AkteurInnen der etablierten Kulturszene auch mit Ängsten verbunden. Diese wurden an der Fachtagung zum Teil offen angesprochen, zum Teil manifestierten sie sich auch in Form von skeptischen Bemerkungen und Fragen.

Veränderungen brauchen Zeit und Geduld. Verwaltung und Politik müssen während dieser Zeit auch Rückschläge in Kauf nehmen und den kulturellen Einrichtungen für den eingeleiteten Prozess den Rücken stärken.

### 11. Fördern und fordern

Den Prozess der interkulturellen Öffnung der Institutionen zu fördern, zu fordern und zu begleiten, wird als Aufgabe der Öffentlichen Hand resp. der Abteilung Kultur erachtet. Idealerweise wird dieser Prozess jedoch von den kulturellen Institutionen selbst initiiert. Um eine Veränderung herbei zu führen, gilt es, sich in Perspektivenwechsel zu üben: Interkulturelle Partizipation geschieht nicht themengebunden, sondern integriert sich als Querschnittsaufgabe ins alltägliche Arbeitsumfeld.

# Aussenblick auf die Arbeitstagung Interkultur in Basel

Dorothea Kolland, ausgebildete Musikerin und promovierte Musikwissenschaftlerin, war während über 30 Jahren Kulturamtsleiterin im Berliner Stadtteil Neukölln. In Berlin-Neukölln leben rund 300'000 Menschen aus über 160 Ländern. Der Stadtteil gilt als «hot spot» von Armut, Multikulturalität, Bildungsdefiziten, Unangepasstheit, Gentrifizierungstendenzen, für Dorothea Kolland ist Neukölln aber auch Ort überquellender Kreativität und struktureller Phantasie.<sup>1</sup> Im Zentrum ihrer Arbeit in Neukölln stand für sie die Öffnung von Teilhabe und Teilnahme an Kunst und Kultur. Diversität, soziale Inklusion und Chancengleichheit gehörten für sie als Amtsleiterin - und auch heute noch als Beraterin diverser Kulturinstitutionen - zu den obersten Prinzipien.

Als erfahrene und reflektierte Kulturpolitikerin wurde Dorothea Kolland von der Abteilung Kultur in Basel als Hauptreferentin der Tagung «Basel - Interkulturell» eingeladen. Sie war an der Konzipierung der Tagung beteiligt und stellte sich für ein abschliessendes Round Table-Gespräch zur Verfügung.

Wir trafen Dorothea Kolland einen Tag nach der Tagung.

**Isabel Koellreuter:** «Was haben Sie für einen Eindruck von der gestrigen Tagung? Wie beurteilen Sie die Tagung?»

**Dorothea Kolland:** «Ich habe grundsätzlich grosse Bereitschaft und Interesse gespürt, sich mit dem Thema Interkultur auseinanderzusetzen. Ich glaube, dass die Tagung etwas ausgelöst hat, dass da etwas losgegangen ist. Aber in Basel ist es wie anderswo: Die Bereitschaft ist unterschiedlich ausgeprägt. So scheint es für die Freie Szene eine Selbstverständlichkeit, interkulturell zu arbeiten. Das Thema wird eigentlich gar nicht in den Fokus genommen, weil es einfach präsent ist.

Ich habe aber auch eine relativ grosse Hilflosigkeit wahrgenommen, wie man nun konkret interkulturelle Öffnungen umsetzen könnte. Ich glaube, viele hätten sich gewünscht, dass man mit Rezepten kommt. Vielleicht hätten wir mehr Beispiele präsentieren sollen. Ich glaube, wenn man noch zwei Stunden Projekte vorgestellt hätte - ich glaube, die Leute wären sitzen geblie-

ben. Sich jedoch nur auf der Praxisebene zu verbuddeln, das darf man eben auch nicht.»

## Kunst und Kultur als Contact Zone

Für Dorothea Kolland eröffnen Kunst und Kultur ideale Arbeitsfelder für interkulturelle Dialoge und Begegnungen. Kultur, das ist für sie eine *Contact Zone*.

**DK:** «Auf dem Rücken der Kultur lassen sich Bündnisse gut ausprobieren, ohne dass sie gleich ein ganzes Leben lang halten müssen. Man kann sich kennen und riechen lernen, man kann schauen, ob die Kooperation klappt, und wenn's nicht geht, dann war's einfach mal ein Projekt. Aber man hat sich kennengelernt - das ist wichtig.»

Als Leiterin des Amtes für Kultur in Neukölln war Kultur für sie immer auch ein Begegnungsfeld, in welchem Leute aufeinander getroffen sind, die sich voreinander auch fürchteten.

**IK:** «Muss denn Kultur divers sein? Muss sie sich denn interkulturell öffnen?»

**DK:** «Ja, natürlich. Kultur kann ihren ganzen Reichtum nur entfalten, wenn sie sich der Diversität öffnet. Es gibt überhaupt keine Kunst, die nicht divers ist. Sich dessen bewusst zu sein, ist ein sich der Vielfalt Öffnen. Dieses bewusste Öffnen ist ganz wichtig.»

## Vom Umgang mit Geschichte

Bei den Überlegungen zu den Inhalten der Tagung war Dorothea Kolland der Miteinbezug der historischen Dimension wichtig.

**DK:** «Für mich selber bringt es immer ganz viel, wenn ich weiss, wie Situationen und Gegebenheiten, wie die Sachen geworden sind.» Gerade in Berlin-Neukölln, wo sie gearbeitet hat, bringt der Miteinbezug der historischen Dimension eine zentrale Charakteristik des Ortes an den Tag.

1 Aus den biographischen Angaben zu Dorothea Kolland. In: Dorothea Kolland: Werkstatt Stadtkultur. Potenziale kultureller und künstlerischer Vielfalt. Reflexionen und Erfahrungen. Bonn 2012, S. 4.



**DK:** «Wir hatten die erste namhafte Einwanderung nach Berlin, wir haben das *Böhmische Dorf* in Rixdorf, so der alte Name von Neukölln. Hier wanderten 1737 böhmische Protestanten ein. Sie kamen aus Habsburg, aus Tschechien über Herrnhut nach Berlin. Neukölln hat so eine ganz eigene und bereits alte Integrationsgeschichte. Daraus kann man viel lernen, zum Beispiel, dass Integration viel Zeit braucht. Der Böhmenbezug blieb in Rixdorf lange bestehen: Erst um 1920 ist die letzte Frau gestorben, die nur tschechisch gesprochen hat.

Das Wissen um die Geschichte bildet eine wichtige Basis, um einen Ort zu verstehen. Und auch um zu verstehen, was Migration heute bedeutet. Diese Geschichten lehren einem auch, Geduld zu haben.»

## Das Projekt «Weltbürger»

2010 feierte Rixdorf-Neukölln 650 Jahre seines Bestehens. Für das Kulturrat Neukölln bildete das Jubiläum eine Herausforderung, denn «wie feiert man ein Stadtjubiläum so, dass es alle Neuköllner Bürger heute angeht und nicht die meisten von ihnen ausschliesst?»<sup>2</sup> Die Erzählung von Geschichte, die im Rahmen von Jubiläen erzählt wird, birgt immer die Gefahr von Exklusion: Oftmals blendet sie aus, dass Einwanderung auch ein Teil der Geschichte eines Gemeinwesens ist. In einer Gesellschaft, wie derjenigen von Neukölln, in welcher Menschen aus über 160 Ländern zusammen kommen, die an der Geschichte des Stadtteils kaum Anteil hatten, stand die Frage nach einem multiperspektivischen und kultursensiblen Umgang mit Geschichte im Zentrum. Dazu gehörte die Teilhabe und Teilnahme an Erinnerungskultur.

**DK:** «Ich fand, dass man heute nicht so tun kann, als ob es einfach eine rein bio-deutsche Geschichte gibt. Und vor allem kann man so keinen für Geschichte interessieren. Die Geschichte eines Ortes besteht auch immer aus den Geschichten, die die Leute selbst mitbringen.»

Dieser Blick auf die Geschichte wurde im Projekt «Weltbürger» reflektiert, das im Zentrum der Begehung des Jubiläums stand. In der Ausstellung wurde Ge-

schichte erzählt, die sich aus Lebensgeschichten und Erinnerungen von heute in Neukölln lebenden Menschen zusammensetzt: Weltgeschichte, wie sie heutige Neuköllnerinnen und Neuköllner erfahren und gelebt haben, und wie (auch wie unterschiedlich) sie diese erinnern. Zum Beispiel der Vietnamkrieg («Wir hatten einen Nordvietamesen, eine Südvietamesin und einen Amerikaner. Sie erzählten aus ihrer Sicht, wie sie diesen Krieg erlebt haben»), oder den Mauerfall, der sich für Leute aus dem Osten, dem Westen und aus einem anderen Erdteil in seinen Auswirkungen sehr unterschied-

**DK:** «Es war sehr schwer, Leute zu finden, die bereit waren, miteinander ins Gespräch zu kommen. Wir haben lange nach Personen gesucht, die mitmachten, nach Menschen, die Brennpunkte der Weltgeschichte miterlebt haben. Die Bereitschaft zu erzählen war gering, denn viele Leute hatten die Erfahrung gemacht, dass ihre Vergangenheit zumindest für andere nicht interessant sei. Vielmehr waren sie der Ansicht, dass nur die Zukunft relevant sei. Das konnten wir nur mit der Frage aufbrechen, was sie denn ihren Nachkommen, ihren Kindern über ihre Herkunft erzählen.

Es ist uns schliesslich gelungen, dass ein Dialog entstand, wir konnten so etwas wie die *Contact Zone* herstellen. Ganz wichtig für alle am Projekt Beteiligten war die Erfahrung, dass man sich gegenseitig Respekt entgegen bringen kann, bei aller Unterschiedlichkeit.»

## Die Bedeutung von Brücken

Erstaunt hat Dorothea Kolland, dass sich viele TeilnehmerInnen der Tagung untereinander nicht kannten.

**DK:** «Das hat mich erschreckt, Basel ist doch nicht gross: Wenn man sich zumindest in der Kultur untereinander nicht kennt, kann man sich natürlich auch nicht zusammen tun und zusammen arbeiten. Und mit der Nachbarschaft schon gar nicht.»

Umso wichtiger werden Institutionen, wie Quartier-, Kurs- oder Jugendzentren, welche helfen können, Kontakte untereinander zu schaffen, also die «Experten der Nachbarschaft». Das hat auch Dorothea Kolland in ihrer Funktion im Amt für Kultur in Neukölln so erlebt.

Wenn nötig, war sie auch als Vermittlerin tätig. Etwa als der Direktor des Pergamonmuseums sie bat, ihn für

2 Dorothea Kolland: Konstituierung von Zukunft: Die Weltbürger. In: Dorothea Kolland: Werkstatt Stadtkultur. Potenziale kultureller und künstlerischer Vielfalt. Reflexionen und Erfahrungen. Bonn 2012. S 299.

eine grosse Ausstellung über Babylon bei der Etablierung von Kontakten zur migrantischen Community aus der Region zu unterstützen.

Er war der erste, der sich an Dorothea Kolland gewandt hat, Vertreterinnen und Vertreter von anderen kulturellen Institutionen folgten.

**DK:** «Es reicht halt nicht, dass man einmal einen Flyer in mehreren Sprachen verschickt. Um neue Publikumssegmente, um ein kulturell diverses Publikum anzusprechen, braucht es ganz andere Vorbereitungen. Es gibt auch kein allgemeingültiges Rezept. Es braucht Vermittler und Zwischenschritte. Gerade was Vermittlung anbelangt, sind regionale, lokale Einrichtungen wunderbar. Die modisch gewordene «Kunstvermittlung» reicht da überhaupt nicht aus.»

Verschiedene Personen haben sich im Gespräch während der Tagung als VermittlerInnen und BrückenbauerInnen angeboten. Zu ihnen gehört beispielsweise Theres Wernli, Leiterin des Stadtteilsekretariates Kleinbasel oder auch Yasmine El-Aghar, Co-Leiterin des Jugendzentrums Dreirosen.

## Operndolmuş – ein Projekt der Komischen Oper Berlin

Ein neues Projekt, das sehr gut zu funktionieren scheint, ist der «Operndolmuş», der Opernbus der Komischen Oper Berlin.

**DK:** «Es ist kein Zufall, dass derjenige, der für den Opernbus verantwortlich ist, vier Jahre lang Quartiermanager in Neukölln war und entsprechend auch das Publikum, das er ansprechen wollte, sehr gut kennt. Was er entwickelt hat, das kommt auch an.»

Operndolmuş ist ein Teilprojekt von «Selam Opera», mit welchem die Komische Oper Berlin ein opernfernes, migrantisches Publikum anzusprechen sucht. Mit dem kleinen Opernbus suchen Sänger und Musikerinnen ihr Publikum auf. In einem rund 30minütigen Programm bringen sie Arien und Duette zur Aufführung, begleitet von Erläuterungen des Dramaturgen. Man kann sich aber auch als Gruppe mit dem Operndolmuş in die Oper bringen lassen, wo jeder Sitzplatz mit einer Übersetzungsanlage ausgerüstet ist: Der Operntext lässt sich wäh-

rend der Vorstellung sogar auf türkisch mitverfolgen. Ein anderes Beispiel: Die 1976 aus einer Konfirmandengruppe entstandene, mittlerweile hochprofessionelle Freie Gruppe «Neuköllner Oper», seit 1988 mit eigenem Haus. Zwar kamen dorthin gerne auch opernferne Leute, aber die türkischen Nachbarn nicht. Heute verfügt die Einrichtung mit Sinem Altan, einer jungen Türkin, sogar über eine Hauskomponistin. Als ihr erstes Werk 2010 zur Aufführung gelangte, zeigte sich, dass trotz Komponistin mit türkischem Namen und eigens gedrucktem türkischem Faltblatt kaum türkischsprachiges Publikum kam. Um dieses zu gewinnen, musste über Peers Kontakt geschaffen werden.

**DK:** «Die Neuköllner Oper ist schliesslich eine Kooperation mit dem Türkischen Bund – einer grossen Organisation – eingegangen. Dieser hat dann Kartenkontingente gekauft und Besuchergruppen organisiert. Im Anschluss an die Aufführung fanden auch Gespräche mit den Künstler:innen statt. So konnten die Leute als Gruppe in die Oper und mussten nicht den Mut aufbringen, alleine hineinzugehen und die «Schwelle» überspringen.

Das ist überhaupt eine Erfahrung, die ich gemacht habe: Als Gruppe in eine Einrichtung hineinzugehen, in welcher man zuvor noch nie war, die einem fremd ist, fällt einem so viel leichter als alleine. Da kann man sich ein bisschen verstecken, oder sich an jemandem festhalten. Viele haben nach dieser ersten Begegnung den Mut, auch mal alleine hinzugehen.»

## Interkultur als Realität zeitgenössischer Kunstproduktion

Interkulturelle Öffnung, Diversität, Diversity Management: An der Tagung wurde nicht nur über Migrantinnen und Migranten im Museum oder in der Direktionsetage von Kultureinrichtungen diskutiert. Unter interkulturellen Begegnungen wird auch der Dialog zwischen unterschiedlichen Kunstsparten verstanden. Entsprechend wurde auch über zunehmend verschwimmenden Grenzen zwischen verschiedenen Sparten gesprochen.

Interkulturelle Öffnung steht je nach Sparte auch vor sehr unterschiedlichen Voraussetzungen und Herausforderungen.

**DK:** «Gerade im Bereich Tanz sind die Künstler extrem gewöhnt, interkulturell zu arbeiten. Sind 20 Leute in einer Tanzkompanie, so bringen sie auch 20 unterschiedliche Körpersprachen und Tanztraditionen mit. Im Tanz ist das interkulturelle Arbeiten eine totale Selbstverständlichkeit.

Bei einem grossen Orchester hingegen stellt sich die Frage völlig anders. Zwar kommen die Musikerinnen und Musiker auch aus Asien und Südamerika, was aber überhaupt nicht heisst, dass sich das Repertoire oder die Spielweise damit öffnet. In der Regel sind grosse Orchester sehr auf westliche Musik beschränkt. Dass eine gewisse Öffnung dennoch möglich ist, hat Simon Rattle als Chefdirigent der Berliner Philharmoniker gezeigt. Er hat in sein Programm auch Werke von japanischen, chinesischen oder koreanischen Komponisten integriert.»

## Gelegenheiten schaffen und Kunst zumuten

**IK:** «Braucht es in der Kultur, vor allem wenn es um Interkultur geht, immer Vermittlung? Muss der Zuschauer und die ZuhörerIn immer an der Hand genommen werden?»

**DK:** «Nein, gar nicht. Es darf nicht die Vermittlung sein, die im Zentrum steht, sondern die Kunst. Manchmal muss man sich auch etwas zurücknehmen und den Menschen die Kunst einfach zumuten. Kunst ist stark.»

Kunst und Kultur dürfen ihr Publikum manchmal irritieren, erschrecken. Das schadet nicht, davon ist Dorothea Kolland überzeugt. Im Gegenteil: Sie plädiert dafür, dass BesucherInnen ein Recht auf Unterhaltung und Spass haben müssen («sonst könnten sie ja auch gleich in die Kirche gehen...»). Sie hat in ihren Projekten aber auch immer wieder gerne irritiert. Bei einer Ausstellung über die Geschichte des Sports in Neukölln beklagten sich anschliessend mehrere BesucherInnen, weil erwähnt worden war, dass einige der präsentierten SportlerInnen kurze Zeit nach ihren internationalen Sportserfolgen aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in Konzentrationslagern inhaftiert oder gar umgebracht worden waren.

**DK:** «Diese Geschichten waren also nicht nur erfreulich. «Müsst ihr uns denn immer eigentlich alles verderben?», fragten die Leute. Ja, das müssen wir. Kunst und Kultur haben auch immer wieder Widerhaken. So bleibt eben auch etwas hängen. Das ist nicht nur bei Geschichte so, das gilt genau gleich auch für Musik, bildende Kunst, Theater.»

**IK:** «In den Diskussionen über interkulturelle Öffnung im Kulturbereich bekamen wir auch den Eindruck, dass diese in Verbindung mit Partizipation des Publikums und Methoden der soziokulturellen Animation gebracht wird.»

Bei der Erwähnung der soziokulturellen Animation reagiert Dorothea Kolland zurückhaltend. Kunst, interkulturelle Öffnung und soziokulturelle Animation stehen für sie überhaupt nicht zwangsläufig in Verbindung.

**DK:** «Soziokulturelle Animation hat für mich auch immer einen Beigeschmack. Da geht es um Niederschwelliges, Nettes, um Stuhlkreis und Gesellschaftsspiele, aber die Zumutungen der Kunst bleiben dabei aussen vor. Es geht nicht darum, dass man das Publikum an der Hand nimmt. Vielmehr geht es darum, dass man vernünftige Rahmenbedingungen für Rezeption schafft, und dass man Gelegenheiten schafft - Gelegenheiten, wo sich Migranten und Aborigines treffen können: Das gibt es viel zu wenig, nämlich Begegnungsmöglichkeiten, die über das zufällige Treffen an der Supermarktkasse hinausgehen und Kommunikationsprozesse auslösen. Das ist interkulturelle Öffnung.»

## Exzellenz und Interkultur

**IK:** «Passen hochspezialisierte Institutionen wie die Schola Cantorum Basiliensis (Basler Ausbildungs- und Forschungszentrum für Alte Musik) und interkulturelle Öffnung zusammen?»

**DK:** «Ja, unbedingt. Solche Institutionen sind sehr wichtig. Sie stehen für Exzellenz, sie transportieren Spitzenqualität. Beim Beispiel der Schola Cantorum fällt's mir ganz leicht, sie in einen Zusammenhang mit interkultureller Öffnung zu sehen.

Während des Spätmittelalters und der Renaissance fanden viele Begegnungen zwischen westlicher und orientalischer Musik statt. Jeder Künstler, der etwas auf sich hielt, ist gereist. Bei vielen dieser Werke ist es unmöglich, sie in einem regionalen oder auch nationalen Rahmen einzuordnen: Es sind ‹transkulturelle› Mixprodukte, die aus diesen Begegnungen entstanden, und das kann und sollte man sichtbar machen.

Es gibt auch Konzert- und Aufnahmeprogramme, in welchen interkulturelle Begegnungen stattfinden, oder Gegenüberstellungen mit Musik aus gänzlich anderen Kulturkreisen. Gerade in diesem Bereich gibt es auf der Programmebene ganz viele spannende Elemente. Sich den Blick in die Welt zu gönnen, bereichert die Auseinandersetzung mit Alter Musik und ist ihr nur angemessen.»

## Publikum I: Kinder und Jugendliche

Kulturelle Bildung von Kindern und Jugendlichen sollte zum Ziel haben, diesen die Welt der Kunst und damit neue Räume, neue Dimensionen zu eröffnen, davon ist Dorothea Kolland überzeugt. Insofern ist sie nicht grundsätzlich darüber beunruhigt, dass Kinder und Jugendliche zu Hauptadressaten von kulturellen Institutionen geworden sind oder wenn es um das Thema Interkultur geht. Einige Schwierigkeiten allerdings birgt die gegenwärtige Situation ihres Erachtens allerdings:

**DK:** «Immer mehr wird kulturelle Bildung als Kompetenzgewinn für erfolgreiches Leben gewertet. Wer viel Geige übt, der lernt, dass es viel Fleiss und Zeit braucht, um bestimmte Sachen zu lernen, also: Geige üben. Musikunterricht wird so in eine Nützlichkeitsfunktion gestellt. Es stimmt schon: Man nimmt da etwas Nützliches mit für das Leben. Aber ich weigere mich, in diesem Kompetenzgewinn das Eigentliche zu sehen und nicht die Annäherung an Musik.»

Während in Deutschland der Fachunterricht an Schulen in Musik und Kunst ständig reduziert wird, blühen gleichzeitig – leider oft nur punktuelle – Vermittlungsprogramme von kulturellen Einrichtungen zur Höchstform auf, deren Hauptadressaten wiederum Kinder und Jugendliche sind.

**DK:** «Was aber gar nicht geht, ist ‹Kulturarbeit mit Migrantenkindern und -jugendlichen›: Junge Menschen dürfen nicht separiert werden nach Herkunft, das schreibt Segregation fort. Es muss gute Fördermöglichkeiten geben, aber keine speziellen Schubladen: Alle müssen die Chance haben, gemeinsam ihre interkulturellen Kompetenzen zu entwickeln.»

Schöne Projekte kultureller Bildung können aber auch eine Alibifunktion haben.

**DK:** «Dass Künstler und Künstlerinnen zusammen mit Kindern und Jugendlichen Projekte entwickeln, finde ich ganz toll. Dass die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in Kultureinrichtungen eine grössere Rolle spielt, ist auch gut. Dafür habe ich mich lange Zeit eingesetzt. Dies alles aber ersetzt nicht eine vernünftige Alphabetisierung in Sachen Kunst und Kultur an den Schulen. Kinder und Jugendliche müssen das Werkzeug haben, um mit Kunst arbeiten können, dies muss das eigentliche Ziel sein.»

## Publikum II: Die Erwachsenen

**IK:** «Was geschieht gleichzeitig mit den Erwachsenen, den Leuten aus der ersten Einwanderergeneration? Bleiben sie als Publikum aussen vor?»

**DK:** «Um diese Leute kümmert sich die Caritas oder die Arbeiterwohlfahrt... Nein, im Ernst: Tatsächlich kommt ja der Begriff der Kultursensibilität aus der Altenpflege, im Kulturbereich hat es ein Bewusstsein dafür lange Zeit nicht gegeben.

Es ist natürlich viel schwieriger, die erste Einwanderergeneration anzusprechen.

Es gibt schon Projekte, in welchen sie angesprochen werden. ‹Operndolmuş› beispielsweise tritt oft in Seniorenheimen auf. In Neukölln gibt's ein Projekt im Kunstbereich mit dem Titel ‹Der dritte Frühling›. Da arbeiten Künstlerinnen mit älteren Menschen. Oder auch die ‹Sultaninen›: Profis entwickeln zusammen mit Senioren aus sehr unterschiedlichen Kulturen lebensweltliches Theater. Sie schreiben auch die Stücke gemeinsam. In dieser Theatergruppe sind viele Leute, die ihr ganzes Leben nie Theater gespielt haben. Ihre Aufführungen sind wunderbar und voller umwerfender, souveräner Komik.

Es gibt in diesem Bereich viele tolle Formen der kulturellen Arbeit. Da kann auch noch ganz viel entwickelt werden.»

Am schwierigsten ist es, Menschen mittleren Alters als Publikumsegment anzusprechen. In dieser Lebensphase scheint die Bewältigung des Alltags alle Aufmerksamkeit zu absorbieren, so dass für kulturelle Aktivitäten wenig Zeit bleibt.

**DK:** «Aber man muss einfach ein bisschen Geduld haben. Viele kommen auch über ihre Kinder wieder dazu.»

## Personal

Während der Arbeitstagung sprachen einige TeilnehmerInnen von ihren Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von Personal mit interkulturellem Wissen. Das Interesse von Leuten mit migrantischem Hintergrund, einen Job im Kulturbereich zu bekommen, ist oftmals nicht sehr gross.

**DK:** «Der Kulturbereich ist mit ganz viel Prekariat gesegnet. Wer halbwegs pragmatisch an Karriere und Geldverdienen denkt, der meidet ihn. Gerade Leute aus der zweiten Generation von Einwanderern studieren deshalb oftmals eher Wirtschaft, Jurisprudenz oder Medizin.»

Gerade für Leitungsstellen ist es manchmal schwierig, Bewerbungen von Leuten mit migrantischem Hintergrund zu bekommen, die über die gewünschten Qualifikationen und Erfahrung verfügen.

**DK:** «Ist dies der Fall, muss eine Institution in die Qualifikation des eigenen Personals investieren. Ich weiss von einem Fall, wo der Wunschkandidatin ein Jahr Zeit gelassen wurde, sich die fehlenden Qualifikationen anzueigenen. Die Institutionen müssen aber auch über die Stellenausschreibungen neu nachdenken und vielleicht auch andere Gewichtungen vornehmen. So könnten beispielsweise die Qualifikationen, die über die Arbeit an konkreten Projekten erworben wurden, über oder zumindest gleichwertig neben formale Qualifikationen gestellt werden. Auch könnten Fremdsprachenkompetenzen mal anders - ich meine hin zu anderen Sprachen - gewertet werden. Oder die sozialen Kompetenzen könnten als gewichtiger Faktor miteinbezogen werden.

Bei der Wahl von Juries ist es besonders wichtig, eine interkulturelle Öffnung anzustreben. Es reicht allerdings nicht, dass jemand einfach ein guter Künstler, eine gute Künstlerin ist. Hier braucht es Leute, die auch über kulturpolitisches Wissen und Knowhow verfügen.»

**IK:** «Wie lässt sich denn diese Situation verändern?»

**DK:** «Da muss der Staat eingreifen. Zum Beispiel mit der Vergabe von Stipendien, mit der Schaffung von ausreichend bezahlten Praktikantenstellen. Man muss den Nachwuchs ermutigen, man muss ihn provozieren. Die Leute sind da, aber man muss ihnen auch Gelegenheiten geben, sich zu entwickeln.

Die Bosch-Stiftung zum Beispiel holt Stipendianten aus den neuen EU Ländern und ermöglicht ihnen, ein Praktikum zu machen. Die Möglichkeiten zu bieten, Qualifikationen zu entwickeln, das ist vordringlich. Sonst werden wir in 20 oder 30 Jahren wieder vor den gleichen Schwierigkeiten stehen.

Es geht um positive Aktion, die im Gegensatz zur positiven Diskriminierung steht. Das bedeutet, dass den Leuten Möglichkeiten geboten werden, sich zu profilieren, um ihnen so Wege und Möglichkeiten zu schaffen.»









# Literaturliste zur Tagung «Basel – Interkulturell»

## Gesellschaftliche Relevanz von Kultur

- Bockhorst, Hildegard, et al. (Hg.): Handbuch Kulturelle Bildung. München 2012.
- Deutscher Bundestag (Hg.): Kultur in Deutschland. Schlussbericht der Enquete-Kommission «Kultur in Deutschland». Regensburg 2007. Online verfügbar: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/16/070/1607000.pdf> (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

## Diversitätsmanagement

- Brücken bauen - Fäden spinnen. Interkulturelle Öffnung der Caritas und die Rolle des Migrationsdienstes. Fachtagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Caritas, 14-16. Mai 2003. , Deutscher Caritasverband (Hg.): Referat Migration und Integration. Freiburg 2004. Online verfügbar: [www.caritas.de/cms/contents/caritasde/medien/dokumente/dcv-zentrale/migration/doku\\_fachtagung-bruec/doku\\_br%c3%bccken%20bauen%20-%20f%c3%a4den%20spinnen.pdf?d=a&f=pdf](http://www.caritas.de/cms/contents/caritasde/medien/dokumente/dcv-zentrale/migration/doku_fachtagung-bruec/doku_br%c3%bccken%20bauen%20-%20f%c3%a4den%20spinnen.pdf?d=a&f=pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Daimler, E.ON, Henkel, MacDonald's, PricewaterhouseCoopers (Hg.): Vielfalt erleben. Das Magazin für Diversity Management. Verlagsbeilage in der Süddeutschen Zeitung (1/2009).
- Hirsland, Katrin: Kooperationen stärken - Engagement fördern: Modellprojekte des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge zur verstärkten Partizipation von Migrantenorganisationen. In: Hunger, Uwe; Metzger, Stefan (Hg.): Interkulturelle Öffnung auf dem Prüfstand. Berlin 2013.
- Interkulturelle Kompetenz - Schlüsselkompetenz des 21. Jahrhunderts? Thesenpapier der Bertelsmann Stiftung auf der Basis der Interkulturellen-Kompetenz-Modelle von Dr. Darla K. Dear-doff. Güthersloh 2006. Online verfügbar unter: [www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms\\_bst\\_dms\\_17145\\_17146\\_2.pdf](http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_17145_17146_2.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Kolland, Dorothea: Werkstatt Stadtkultur. Potenziale kultureller und künstlerischer Vielfalt. Reflexionen und Erfahrungen. Bon, Essen 2012.
- Mosimann Heidi: Interkulturelle Öffnung oder Managing Diversity? Oder beides? Bern 2008. Online verfügbar: [www.isabern.ch/upload/pdf/Referat\\_HM\\_11.11.08.pdf](http://www.isabern.ch/upload/pdf/Referat_HM_11.11.08.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

- Vertovec, Steven (Hg.): The Anthropology of migration and multiculturalism: new directions. London 2010.

## Kunst- und Kulturvermittlung

- Bystron Daniela; Monika Zessnik: Kulturzentrum oder Museum? Bildungsarbeit und Vermittlungspraxis im Ethnologischen Museum Dahlem und Hamburger Bahnhof - Museum für Gegenwart - Berlin. In: Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion. Bielefeld 2013 (in Vorbereitung).
- Mandel, Birgit: Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld 2013.
- Migranten als Publikum in öffentlichen deutschen Kulturinstitutionen. Der aktuelle Status Quo aus Sicht der Angebotsseite. Eine Untersuchung des Zentrums für Audience Development (ZAD) am Institut für Kultur- und Medienmanagement der Freien Universität Berlin. Berlin 2009. Online verfügbar: [http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/zad/media/zad\\_migranten\\_als\\_publika\\_angebotsseite.pdf](http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/zad/media/zad_migranten_als_publika_angebotsseite.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Sturm, Eva: Vom Schiessen und Getroffen-Werden. Kunstpädagogik und Kunstvermittlung «von Kunst aus» In: Karl-Josef Pazzini, Eva Sturm, Wolfgang Legler, Torsten Meyer (Hg.): Kunstpädagogische Positionen 7. Hamburg 2005. Online verfügbar: [http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2008/31/pdf/HamburgUP\\_KPPO7Sturm.pdf](http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2008/31/pdf/HamburgUP_KPPO7Sturm.pdf).
- Strohm, Judith: Kommentar zum Begleitprogramm der Ausstellung Who Knows Tomorrow. In: Who Knows Tomorrow. Dokumentation Begleitprogramm, Staatliche Museen zu Berlin/Nationalgalerie (Hg.). Berlin 2010. S. 23-25.

## Identität

- Appiah, Kwame Anthony: In My Father's House: Africa in the Philosophy of Culture. New York 1992.
- Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000.
- Jashari, Shpresa; Klingenberg, Darja; Kotthoff, Helga: Komik (in) der Migrationsgesellschaft. Konstanz 2013.

- Keupp, Heiner: Engagement und Teilhabe als Ressourcen der Identitätsgewinnung in spätmodernen Gesellschaften. Vortrag, gehalten am 23.3.2008 bei der Konferenz für Kinder- und Jugendarbeit des Fachbereiches Kinder und Jugendarbeit der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Online verfügbar: [www.ipp-muenchen.de/texte/keupp\\_hessen\\_08.pdf](http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_hessen_08.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Keupp, Heiner et al.: Identitätskonstruktionen: das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek b. Hamburg 2008 (4. Aufl.).
- Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt 1990.
- Lobe, Max: L'Enfant du Miracle. Genf 2011.
- Lobe, Max: 39 Rue de Berne. Carouge 2013.
- Spoerri, Bettina et al. (Hg.): Diskurse in die Weite. Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich 2009.
- Leimgruber, Walter: Die Herausforderungen der neuen Migration für die Schweiz. In: Reinhard Johler et al. (Hg.): Mobilitäten: Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. B. Münster 2011. S. 282-294.
- Foroutan, Naika: Muslimgbilder in Deutschland: Wahrnehmungen und Ausgrenzungen in der Integrationsdebatte; Expertise im Auftrag der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 2012.
- Grossmann, Marc; Wiener, Daniel: Potenziale und Herausforderungen der Expats-Integration in der Region Basel. Schlussbericht. Basel 2011. Online verfügbar: [www2.ecos.ch/download/Expats.pdf](http://www2.ecos.ch/download/Expats.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Hunger, Uwe; Metzger, Stefan: Interkulturelle Öffnung auf dem Prüfstand. Berlin 2013.
- Nationaler Integrationsplan. Kurzfassung. Online verfügbar: [www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan-kurzfassung.pdf](http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Archiv16/Artikel/2007/07/Anlage/2007-07-12-nationaler-integrationsplan-kurzfassung.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt. Kantons- und Stadtentwicklung: Migration bringt Vielfalt - Vielfalt schafft Stärke. Ergänzung 2012 zum «Leitbild und Handlungskonzept des Regierungsrates zur Integrationspolitik des Kantons Basel-Stadt von 1999». Basel 2012. Online verfügbar: [www.welcome-to-basel.bs.ch/12\\_04\\_17\\_ergaenzung\\_leitbild.pdf](http://www.welcome-to-basel.bs.ch/12_04_17_ergaenzung_leitbild.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

#### Interkulturalität und Transkulturalität

- Datta, Asit (Hg.): Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion. Frankfurt 2005.
- Müller-Pelzer, Werner: Evaluation von transkulturellen und interkulturellen Kompetenzen. 2009. Online verfügbar unter: [www.yumpu.com/de/document/view/5723078/evaluation-von-transkulturellen-und-interkulturellen-kompetenzen](http://www.yumpu.com/de/document/view/5723078/evaluation-von-transkulturellen-und-interkulturellen-kompetenzen) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- UNESCO heute. Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission. (1-2/2002).
- Terkessidis, Mark: Interkultur. Berlin 2010.
- «Transkulturalität» definiert nach Wikipedia. Online verfügbar: <http://de.wikipedia.org/wiki/Transkulturalit%C3%A4t> (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Welsch, Wolfgang: Transkulturalität. Zur veränderten Verfasstheit heutiger Kulturen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch. Stuttgart 1995/1, S. 39-44. Online verfügbar unter [http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx\\_textdb/28.pdf](http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf).

#### Integrationspolitik

- Bares, Pavel et al.: Moving Societies towards Integration. Eutin 2010. Online verfügbar: [www.cizinci.cz/files/clanky/708/Moving\\_societies.pdf](http://www.cizinci.cz/files/clanky/708/Moving_societies.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

#### Gesellschaftliche Veränderung

- Appiah, Anthony: Eine Frage der Ehre: oder Wie es zu moralischen Revolutionen kommt. München 2011.
- Leadbetter, Charles; Miller, Paul: The Pro-Am Revolution. How enthusiasts are changing our economy and society, 2004. Online verfügbar: [www.demos.co.uk/publications/proameconomy](http://www.demos.co.uk/publications/proameconomy) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Nolte, Paul: Riskante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus. München 2006.

**Kosmopolitanismus**

- Vertovec, Steven et al. (Hg.): *Conceiving Cosmopolitanism: Theory, Context, and Practice*. Oxford 2002.
- Appiah, Kwame Anthony: *Der Kosmopolit: Philosophie des Weltbürgertums*. München 2007.

**Umgang mit kulturellem Erbe**

- Jannelli, Angela: *Wilde Museen. Zur Museologie des Amateurmuseums*. Bielefeld 2012.
- Kamel, Susan; Christine Gerbich: *Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion*. Bielefeld 2013 (in Vorbereitung).
- The Mayor's Commission on African and Asian Heritage (Hg.): *Delivering shared Heritage*. London 2005.

**Geschichte (Schwerpunkte: Basel und Migration)**

- Baur Sarasin, Esther; Dettwiler, Walter (Hg.): *Bildgeschichten*. Aus der Bildersammlung des Staatsarchivs Basel-Stadt 1899-1999. Basel 1999.
- Burckhardt Lukas et al. (Hg.): *Das politische System Basel-Stadt. Geschichte, Strukturen, Institutionen, Politikbereiche*. Basel, Frankfurt a.M. 1984.
- Gast, Uriel: *Von der Kontrolle zur Abwehr. Die eidgenössische Fremdenpolizei im Spannungsfeld von Politik und Wirtschaft 1915-1933*. Zürich 1997.
- Skenderovic, Damir; D'Amato, Gianni: *Mit dem Fremden politisieren: rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren*. Zürich 2008.





# Biografien

## Andrea Bignasca

Andrea Bignasca (Dr. phil. Archäologe) arbeitet seit 1997 im Antikenmuseum Basel, seit 2013 als Direktor, zuvor als Vizedirektor.

## Philippe Bischof

Philippe Bischof (Master of Cultural Management) ist seit 2011 Leiter der Abteilung Kultur Basel-Stadt. Zuvor arbeitete er in der Schweiz und in Deutschland als Dramaturg, Regisseur, künstlerischer Leiter und Geschäftsführer sowohl in der freien Theaterszene als auch an verschiedenen Stadttheatern.

## Matthias Buschle

Matthias Buschle (Kulturwissenschaftler) ist Ausstellungsmacher, Dozent, freier Journalist und Autor. Das Büro «Bregy & Buschle» entwirft Kultur- und Vermittlungsprojekte.

## Fabian Chiquet

Fabian Chiquet (MA Transdisciplinarity) ist Künstler, Theatermacher und Musiker. Er bearbeitet Videos, Performances und Musik mit einem Blick auf Inszenierungsstrategien der Populär- und Jugendkultur.

## Zuzana Cox

Zuzana Cox (Informatikerin) ist seit 20 Jahren Mitarbeiterin der International School of Basel, heute als Mitglied der Geschäftsleitung.

## Regula Düggelein

Regula Düggelein (lic. phil. Kulturhistorikerin, Master of Cultural Management) ist seit 2004 Beauftragte für Kulturprojekte in der Abteilung Kultur Basel-Stadt. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte liegen bei der Literaturförderung sowie bei der Förderung von integrativen und edukativen Projekten.

## Yasmine El-Aghar

Yasmine El-Aghar (Soziokulturelle Animatorin FH) ist seit 2009 im Jugendzentrum Dreirosen in Basel tätig, seit 2012 als Co-Leiterin. Sie arbeitet seit neun Jahren in der Offenen Jugendarbeit, vorwiegend mit Jugendlichen aus sozial schwierigen Lebenssituationen. Ihre Erstausbildung als Räumliche Gestalterin hat sie an der Schule für Gestaltung Basel absolviert.

## Nicole von Jacobs

Nicole von Jacobs (Mag. Biologin) ist seit 2011 Leiterin der Fachstelle Diversität und Integration des Kantons Basel-Stadt. Zuvor arbeitete sie als Personalleiterin in einer internationalen Pharmafirma in Basel.

## Dorothea Kolland

Dorothea Kolland (Dr. phil. Musikwissenschaftlerin, Sängerin) ist seit 2013 freiberufliche Kulturberaterin und Expertin und Mitglied in zahlreichen Gremien und Beiräten in Deutschland. Von 1981 bis 2012 war sie Leiterin des Kulturamtes Berlin-Neukölln. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist Stadtkultur in einer multiethnischen, prekären Kommune und kulturelle Bildung.

## Patrick Kury

Patrick Kury (PD, Dr. phil. Historiker) ist Privatdozent und ständiger Lehrbeauftragter für neuere allgemeine und Schweizer Geschichte an den Universitäten Luzern und Bern. Seine Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Migrationsgeschichte, jüdische Geschichte, Wissenschaftsgeschichte und Regionalgeschichte.

## Inés Mateos

Inés Mateos (lic. phil.) ist Fachexpertin, Moderatorin und Dozentin für gesellschaftliche Themen rund um Bildungs- und Diversitätsfragen. Der Transfer zwischen Theorie und Praxis steht im Fokus ihrer Arbeit.

## Monika Zessnik

Monika Zessnik (Mag., Kulturanthropologin) ist seit 2005 Kuratorin für Bildung und Vermittlung bei den Besucher-Diensten der Staatlichen Museen zu Berlin (SMB). Sie ist dort verantwortlich für die Angebote kultureller Bildung, Vermittlung sowie die Veranstaltungen. Seit 1996 arbeitet sie an international operierenden Kulturinstitutionen in den Bereichen Kommunikation, Bildung und Vermittlung.



# Best Practice:

---

## Vier Beispiele

---

### Das Theater Zuidplein in Rotterdam: Beispiel einer radikalen Öffnung

#### Ausgangslage

Im Jahr 1998 war ein Drittel der Rotterdamer Bevölkerung nicht-europäischer Herkunft. Der Stadtrat beschloss das Theater Zuidplein, eines der drei grossen Theater der Stadt, zum wichtigsten Schauplatz für kulturelle Diversität zu machen. Zum Zeitpunkt dieses Beschlusses litt das Theater an sinkenden Besuchszahlen sowie organisatorischen und finanziellen Mängeln.

#### Vorgehen: Programmgestaltung durch ein interkulturelles Publikum

1998 wurde Ruud Breteler zum Direktor des Theaters Zuidplein ernannt. Um den Spielplan für ein Publikum aus über 170 verschiedenen Nationen zu programmieren, suchte er für den Programmausschuss via Zeitungsinserate interessierte Menschen unterschiedlicher Herkunft. Der Ausschuss wurde ermächtigt, selbstständig über die Programmgestaltung zu entscheiden – ein Paradigmenwechsel war vollzogen.

Flankiert wurde diese Massnahme durch zahlreiche weitere, deren vermutlich wesentlichste die Durchführung von einwöchigen monokulturellen Festivals war. Diese wurden soweit als möglich durch die Communities organisiert. Das Theater Zuidplein stellte damit Raum zur Auseinandersetzung und Leben der je eigenen Kultur zur Verfügung.

#### Resultate: Renommiertes Theater mit innovativer Programmgestaltung

Im ersten Jahr der Neuausrichtung gingen die bereits tiefen Zuschauerzahlen weiter zurück. Danach glückte Ruud Breteler und seinem Team jedoch der «Turnaround»: Mit einem Programm, das in direktem Bezug zur Lebenswelt der angesprochenen Menschen stand, konnte ein neues Publikum gewonnen werden. Das Publikum durchmischte sich nach und nach und die monokulturellen Festivals, die ein Teil des Audience Development waren, wurden wieder abgeschafft.

In den ersten Jahren wurde der Mut Ruud Bretelers von vielen kritisch hinterfragt. Insbesondere vor dem Hintergrund einer Diskussion um Kunst und deren Qualität. Ruud Breteler begegnete der Angst um Qualitätsverlust mit seiner Ansicht, dass das vom Publikum gestaltete Programm eine gute Mischung aus Kunst und Unterhaltung enthalte. Der Erfolg und der Schlüssel der Veränderung, so Ruud Breteler, liege im «Empowerment», in der Ermächtigung der Leute. Dafür musste die Theaterleitung die Hoheit über die Programmgestaltung abgeben.

Heute ist das Theater renommiert und bekannt für seine innovative Programmgestaltung, in welcher kulturelle Diversität reflektiert und kulturellen sowie sprachlichen Differenzen Rechnung getragen wird.

#### Weiterführende Informationen

- Ruud Breteler: Empowerment als Ausgangspunkt und Resultat. Vortrag gehalten im Rahmen der Nachhaltigkeitstage Baden-Württemberg, 21.04.2012. Online verfügbar: [www.forum-der-kulturen.de/bilder/dokumentationen/Vortrag%20Ruud%20Breteler%2021.04.2012.pdf](http://www.forum-der-kulturen.de/bilder/dokumentationen/Vortrag%20Ruud%20Breteler%2021.04.2012.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Mission Statement des Theaters, Online verfügbar: [www.theaterzuidplein.nl/page/mission-statement](http://www.theaterzuidplein.nl/page/mission-statement) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Ruud Breteler: Who is not coming? Vortrag gehalten im Rahmen der Pro Helvetia, Foren zur Kulturvermittlung, Forum in Bern vom 25. November 2011. Online verfügbar: [www.prohelvetia.ch/fileadmin/user\\_upload/customers/prohelvetia/Programme/Kulturvermittlung/2011-2012\\_Foren\\_zur\\_Kulturvermittlung\\_Gesamtdokumentation\\_DT.pdf](http://www.prohelvetia.ch/fileadmin/user_upload/customers/prohelvetia/Programme/Kulturvermittlung/2011-2012_Foren_zur_Kulturvermittlung_Gesamtdokumentation_DT.pdf) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

## Tell und Zahhak: interkulturelle Begegnung zweier Mythen auf der Bühne

### Ausgangslage

Zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Tellspiele gab der Vorstand der Tellspiel- und Theatergesellschaft Altdorf der Schweizer Theatergruppe «Mass & Fieber», den Auftrag mit iranischen Theaterschaffenden zusammenzuarbeiten.

### Vorgehen: Inszenierung fremder Mythen

Das Projekt «Mythentausch» wurde ausgearbeitet: Die Theaterschaffenden beider Länder setzten sich mit dem Freiheitskämpfer-Epos der jeweils anderen Kultur auseinander.

Das Ensemble «Don Quixote» aus Teheran inszenierte den Heldenmythos Tell, die Schweizer Theatergruppe «Mass & Fieber» den iranischen Mythos um den Dämonenkönig Zahhak, dessen tausendjährige Unrechtsherrschaft vom Freiheitskämpfer Kaveh, einem Schmied, beendet wird.

### Resultate: Perspektivenwechsel und interkultureller Dialog

Aus der gemeinsamen Suche nach Parallelen und Unterschieden der beiden Mythen entstand eine Auseinandersetzung mit Begriffen wie Heimat, Freiheit und Heldentum aus zwei unterschiedlichen kulturellen Perspektiven.

2012, zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Tellspiele, gelangte die Co-Produktion in Altdorf erstmals zur Aufführung. Zu Beginn des Jahres 2013 traten beide Gruppen im Rahmen eines Theaterfestivals in Teheran auf. Das Publikum zeigte sich erstaunt über die vertrauten Anteile im Fremden und die fremden im Eigenen. Interessant dabei waren aber auch die inhaltlichen Verschiebungen, die durch die verschiedenen kulturellen Blickwinkel auf den selben Stoff und dessen Inszenierung stattfanden.

In der iranischen Tell-Erzählung wurden die Themen Abschied und Bruch mit der Familie zentral. In Teheran schritt nach der ersten Aufführung die Sicherheitsbehörde ein und verlangte Änderungen im Stück. Die schweizerische Interpretation des Zahhak-Mythos

wurde vom Publikum politisch verstanden: Das Schweizer Ensemble debattierte auf der Bühne über den gerechten Herrscher.

Beim Schweizer Ensemble entstand der Eindruck durch die Koproduktion einen Beitrag zu interkultureller Öffnung geleistet zu haben.

Die konsequente Zusammenarbeit der beiden Gruppen entwickelte sich zu einem interkulturellen Dialog.

### Weiterführende Informationen

- Andreas Klaeui: Mythentausch bei den Altdorfer Tellspielen, in: nzz, 30.7.2012, Online verfügbar: [http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/buehne\\_konzert/mythentausch-bei-den-aldorfer-tellspielen-1.17415380](http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/buehne_konzert/mythentausch-bei-den-aldorfer-tellspielen-1.17415380) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Brigitte Helbling: Jeder will ein Held sein, in: Tages-Anzeiger, Dienstag, 5.2.2013.
- Zur Vorgeschichte und dem Konzept siehe auch Homepage von «Mass & Fieber»: [www.massundfieber.ch/arbeiten/tellzahhak/konzeptTELLZAHHAK.html](http://www.massundfieber.ch/arbeiten/tellzahhak/konzeptTELLZAHHAK.html) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

## Operndolmuş: Begegnungen mit der Hochkultur

### Ausgangslage

Die Komische Oper Berlin ist das kleinste der drei Berliner Opernhäuser. Sie steht für zeitgemässes und lebendiges Musiktheater. Zur Tradition des Hauses gehört der Anspruch, möglichst alle BerlinerInnen anzusprechen. Intendant und Chefregisseur Barrie Koskys zentrales Anliegen war es, die Kunst der Oper an Orte zu bringen, an welchen sie weniger bekannt war. Daraus resultierend setzte sich die Komische Oper Berlin zum Ziel, ein türkischstämmiges Publikum – die grösste migrantische Community in Berlin – anzusprechen.

### Vorgehen: Mit dem Operndolmuş zum Publikum

Unter dem Motto «Selam Opera!» bietet die Oper ein umfangreiches Vermittlungsprogramm an, mit welchem sie ein opernfernes, migrantisches Publikum anzusprechen sucht. Ein Teilprojekt davon ist der



«Operndolmuş». (Dolmuş wird ein voller Kleinbus in der Türkei genannt.) Mit einem kleinen Bus suchen zwei Sänger, drei Musikerinnen und ein Dramaturg ihr Publikum auf. In einem rund 30-minütigen Programm bringen sie Arien und Duette zur Aufführung, begleitet von Erläuterungen des Dramaturgen.

Die Idee wurde vom Musikpädagogen Mustafa Akca entwickelt. Vor seinem Engagement bei der Komischen Oper Berlin war er vier Jahre lang Quartiermanager in Neukölln.

Um Begegnungsstätten, Migranten- und Bildungseinrichtungen und Seniorenheime aufzusuchen und sich auf diesem Weg ein neues Publikum zu erschliessen, geht die Institution der Hochkultur einen Tag im Monat auf Tour in die Berliner Stadtteile.

Man kann sich als Gruppe mit dem Operndolmuş auch in die Oper bringen lassen, wo jeder Sitzplatz mit einer Übersetzungsanlage ausgerüstet ist: Der Operntext lässt sich während der Vorstellung auf Türkisch mitverfolgen.

#### **Resultate: Herstellung von Kontakten zur Welt der Oper durch «aufsuchende Kulturarbeit»**

Das Projekt kommt gut an: Im Anschluss an die Aufführungen vor Ort wurden vielfach «Gruppenausflüge» an die Komische Oper gebucht. Für viele ZuhörerInnen – nicht nur türkischstämmige – stellen die Darbietungen vor Ort einen ersten Kontakt zur Opernwelt dar.

Die «aufsuchende Kulturarbeit», fördert Öffnung und Teilhabe an Kultur. Damit trägt sie dazu bei, dass das Musiktheater als Ort des lebendigen Austauschs wahrgenommen wird.

#### **Weiterführende Informationen**

- Der Tagesspiegel, Berlin, 24.4.2013. Online verfügbar: [www.tagesspiegel.de/berlin/oma-und-oper/-8111510.html](http://www.tagesspiegel.de/berlin/oma-und-oper/-8111510.html) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).  
Das Projekt vorgestellt auf der Homepage der Komischen Oper Berlin: [www.komische-oper-berlin.de/oper-entdecken/selam\\_opera/](http://www.komische-oper-berlin.de/oper-entdecken/selam_opera/) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Die Deutsche Bank Stiftung unterstützt das Projekt. Pressemitteilung online verfügbar unter: [www.noodles.com/viewNoodl/18447858/deutsche-bank-ag/oper-auf-touren-8211-der-operndolmus-auf-jungfernfahrt](http://www.noodles.com/viewNoodl/18447858/deutsche-bank-ag/oper-auf-touren-8211-der-operndolmus-auf-jungfernfahrt) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

## Delivering Shared Heritage – The Mayor’s Commission on African and Asian Heritage

### **Ausgangslage**

Die Durchführung der olympischen Spiele in London 2012 wurde von Bürgermeister Ken Livingstone genutzt, um die Stadt als «Weltkapitale der Kultur» zu präsentieren. Die Diversität der Stadt und die Offenheit gegenüber Einflüssen aus der ganzen Welt sollte zudem sichtbar gemacht werden.

Keine andere Stadt der Welt hat mehr Museen, Sammlungen und Galerien als London.

Migrantische Communities aus Asien, Afrika, der Karibik u.a. machen rund einen Drittel der Bevölkerung Londons aus.

### **Vorgehen: Untersuchung von Kulturinstitutionen im Hinblick auf ihren Umgang mit ihrem Kulturerbe**

Ken Livingstone berief eine Kommission ein, die die Museums- und Sammlungslandschaft im Hinblick auf ihren Umgang mit ihrem Kulturerbe untersuchen sollte.

Es wurde danach gefragt, wie sich eine eurozentrische Perspektive hin zu einer integrativeren Betrachtungsweise bewegen könnte, die Londons unbekanntere Geschichte repräsentieren würde und einen neuen Umgang mit dem Erbe der Kolonialgeschichte finden könnte. In der kritischen Aufarbeitung der Geschichte wurde ein entscheidender Schritt zu einer neuen, interkulturellen Museumslandschaft gesehen, welche als Basis für eine stärkere Teilhabe verstanden wurde.

Die ExpertInnen stellten fest, dass die gesamte Museumslandschaft in der Hand einer weissen, mittelständischen Elite war und ethnische Minderheiten dabei ohne Einfluss blieben. Nebst der Setzung von neuen thematischen Schwerpunkten und neuen partnerschaftlich-orientierten Ansätzen bei der Vermittlungsarbeit, hat sich die Kommission deshalb auch mit der Veränderung von Personalstrukturen in kulturellen Institutionen befasst. Dabei hat sie sich dem Ansatz von «positiver Aktion» verpflichtet, nach welchem Chancen und Möglichkeiten zur Förderung von Minderheiten geschaffen werden müssen.

### Resultate: Nach der Veröffentlichung des Berichts

Ein grosser Teil des Reports – Resultat einer zweijährigen Arbeit, die in Kooperation mit grossen kulturellen Einrichtungen und verschiedenen afrikanischen und asiatischen «Communities» entstand – besteht aus konkreten Empfehlungen, wie afrikanische und asiatische Minderheiten im Leben, im Kulturgeschehen und in der Geschichte der Stadt besser vertreten und sichtbar gemacht werden können.

Der Bericht stiess allgemein auf grosses Interesse – und wurde auch innerhalb von kulturellen Einrichtungen mit Wohlwollen aufgenommen.

2007 wurde er im Rahmen von EUROCITIES (europäisches Städtenetzwerk, das sich für die gemeinsame Vision einer nachhaltigen Zukunft engagiert, in der alle BürgerInnen eine hohe Lebensqualität geniessen können) mit einem Preis ausgezeichnet. Der Bericht wurde als aussergewöhnlich gewürdigt, da Kultur ein zentraler Faktor für soziale Kohäsion und das Teilen des kulturellen Erbes ein wichtiger Weg zur Förderung des besseren gegenseitigen Verständnisses sei.

In London wurde in Zusammenarbeit mit den Museen eine «Heritage Diversity Task Force» ins Leben gerufen, mit dem Ziel, die Umsetzung der verschiedenen Empfehlungen zu begleiten. Gleichzeitig verabschiedete man eine «Race Equality Workforce Declaration», die bis 2015 umgesetzt werden sollte.

Erste inhaltliche Umsetzungen erfuhr der Bericht im Zusammenhang mit dem 200jährigen Jubiläum des Verbots des Sklavenhandels 2007. Fast alle Institutionen wurden verpflichtet, sich mit diesem Teil der Geschichte auseinanderzusetzen.

### Weiterführende Informationen

- The Mayor's Commission on African und Asian Heritage: Delivering Shared Heritage. 2005 London. Der Bericht kann auf [www.academia.edu](http://www.academia.edu) als pdf heruntergeladen werden.
- Zur Auszeichnung im Rahmen von Eurocities, siehe: [www.eurocities2007.pl/?article=86&cat=94](http://www.eurocities2007.pl/?article=86&cat=94) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).
- Kritische Würdigung des Berichts durch die «Black & Asian Studies Association»: [www.blackandasiastudies.org/mayor.doc](http://www.blackandasiastudies.org/mayor.doc) (zuletzt abgerufen am 30.09.2013).

# Verzeichnis aller genannten Beispiele

## Museen/Ausstellungen

- Museum of Tolerance, Los Angeles. S. 13, 61.
- Cité Nationale de l'Histoire de l'Immigration, Paris. S. 13.
- The Mayor's Commission on African and Asian Heritage, London 2005. S. 14, 61, 62, 64, 93-94.
- «Gute Söhne - gute Töchter: Auf der Suche nach Neuköllner Leitkulturen», Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt, Berlin Neukölln 2003. S. 14, 61, 63.
- 650 Jahre Neukölln: «Neuköllner Weltbürger», Ausstellungs- und Veranstaltungsprojekt, Berlin 2010. S. 19, 61, 78.
- «Wir haben Gäste», Begleitprogramm zur Ausstellung «Who Knows Tomorrow», Berliner Nationalgalerie 2010. S. 49.
- «Besonders alltäglich. Alltäglich besonders. Jugend in Neukölln», Ausstellungsprojekt mit Jugendlichen, Ethnologisches Museum Berlin 2007. S. 50-52.
- «Humboldt-Lab», experimentelle Probebühne der Museen Dahlem, Berlin 2012-2015. S. 52-53.
- «Scheich Ibrahims Traum», Haus zum Kirchengarten, Historisches Museum Basel 2012-13. S. 61.
- «Petra. Wunder in der Wüste», Antikenmuseum Basel 2012-2013. S. 69.
- «Wann ist man ein Mann? Das starke Geschlecht in der Antike», Antikenmuseum Basel, 2013-2014. S. 69.

## Musik

- Berliner Landesmusikrat, Wahl des Instruments des Jahres 2013: Bağlama. S. 13, 60, 61.
- «Opera Dolmuş», Projekt der Komischen Oper Berlin. S. 14, 61, 63, 79, 92-93.
- «Lunchkonzerte» der Berliner Philharmoniker. S. 22.
- «Casual Concerts» des Deutschen Sinfonie Orchesters (DSO). S. 22.
- San Francisco Philharmonic Orchestra im Mission Park. S. 22.
- «umsonst und draussen», Sonntagskonzerte im Körnerpark, Nord-Neukölln. S. 22.
- «Jodeln International» des Trios transalpin. S. 61.
- Neuköllner Oper, Berlin. S. 79-80.

## Theater

- «Selam Habibi», Volksbühne Basel und Heimat-hafen Neukölln, Basel und Berlin 2013-2014. S. 61.
- «Expats. Eidgenossen in Shanghai», Theater Basel 2013. S. 61.
- «Sultaninen», Seniorentheatergruppe aus Neukölln, Berlin. S. 82.
- Theater Zuidplein, Zentrum für kulturelle Diversität, Rotterdam. S. 91.
- «Mythentausch», interkulturelle Begegnung auf der Bühne, Altdorf und Teheran 2012. S. 92.

## Bildende Kunst

- Verein «Dritter Frühling», künstlerische Werkstätten für Menschen mit Lebenserfahrung, Berlin. S. 82.

## Kulturförderung

- Ideenwettbewerb zur Öffnung der Education Projekte «kult & co», Basel. S. 71.
- «Triptic - Kulturaustausch am Oberrhein», Basel. S. 71.
- Jugendkulturpauschale, Basel. S. 72

# Impressum

---

**Herausgeber:**

Abteilung Kultur des Kantons Basel-Stadt

**Texte:**

Büro Schürch & Koellreuter,  
Kulturwissenschaft und Geschichte

**Redaktion:**

Regula Düggelein, Daniela Krienbühl, Rhea Kyvelos

**Gestaltung:**

Riomedica Communication GmbH, Basel

**Druck:**

Schwabe AG